

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 66

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Werkleute auf Haus Nyland Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort  
von  
Wolfgang Delseit und Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 66

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
von Walter Gödden

Band 66

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

Die Abbildung auf dem Cover zeigt Josef Winckler,  
Jakob Kneip und Heinrich Lersch (von li. n. re.)

© 2017 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1221-8  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Aus »Wir dreil«	
Sommermittag (Kneip)	11
Lenchen (Kneip)	11
Ecce Poeta! (Vershofen)	12
Erlösung (Vershofen)	12
Ich saß und träumte (Vershofen)	13
Mein Credo (Vershofen)	14
Der neue Heiland (Vershofen)	14
Die Litfas-Säule (Winckler)	15
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 1. März 1912	20
Die Werkleute auf Haus Nyland <sup>1</sup>	22
Dithyrambe (Winckler)	24
Frühe im Bahnhof (Winckler)	25
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 3. September 1912	26
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 12. September 1912	26
Kunst und Industrie (Winckler)	27
Aus »Eiserne Sonette« I (Winckler)	33
Neujahrmorgen 1913 (Winckler)	36
Aus »Eiserne Sonette« II (Winckler)	37
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 22. Oktober 1912	40
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 7. November 1912	40

---

<sup>1</sup> Hier beginnen die Beiträge in der »Quadriga«.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 13. November 1912	41
Richard Dehmel an die Schriftleitung der Quadriga, 19. November 1912	42
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 19. November 1912	43
Josef Winckler an Richard Dehmel, 3. Dezember 1912	43
Richard Dehmel an Josef Winckler, 10. Dezember 1912	45
Dank an Dehmel	47
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 21. Dezember 1912	48
Josef Winckler an Richard Dehmel, 27. Dezember 1912	48
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 4. Januar 1913	49
Josef Winckler an Richard Dehmel, 6. Januar 1913	49
Richard Dehmel an Josef Winckler, 17. Februar 1913	50
Am Eingang (Karl Zielke)	50
Segensspruch (Winckler)	59
Die Werkleute auf Haus Nyland	60
Die Werkleute	61
Satzungen der Werkleute auf Haus Nyland	61
Josef Winckler an Richard Dehmel, 21. Februar 1913	64
Richard Dehmel an Josef Winckler, 24. Februar 1913	65

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 3. März 1913	65
Paul Zech an Josef Winckler, 11. April 1913	65
Josef Winckler an Paul Zech, 17. April 1913	66
Josef Winckler an Wilhelm Vershofen, Frühjahr 1913	66
Richard Dehmel an Josef Winckler, 11. Juli 1913	67
Aus »Eiserne Sonette« III	67
Josef Winckler an Richard Dehmel, 19. August 1913	71
Josef Winckler an Richard Dehmel, 13. Oktober 1913	72
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 2. November 1913	73
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 14. Dezember 1913	73
Josef Winckler an Wilhelm Vershofen, 16. Dezember 1913	74
Literatur und Kultur	75
Zwischen den Tempeln Vulkans (Zech)	79
Richard Dehmel an die »Werkleitung auf Haus Nyland«, 21. November 1913	85
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 8. Mai 1914	85
Aus »Dampforgel und Singstimme« (En- gelke)	86
Josef Winckler an Richard Dehmel, Februar 1915	94

Josef Winckler an Ida Dehmel, 22. Mai 1915	95
Aus Josef Winckler »Mitten im Weltkrieg« (1915)	97
Aus Josef Winckler »Kriegslegenden« (1915)	102
Aus »Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland« (1916)	
Ein deutsches Testament (Kneip)	106
Die mythische Zeit (Winckler)	108
Symphonia Mystica (Vershofen)	110
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 26. April 1916	112
Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 21. Juli 1917	113
Aus Josef Winckler »Ozean. Des deut- schen Volkes Meergesang« (1917)	114
Josef Winckler an Richard Dehmel, 22. Oktober 1917	121
Josef Winckler an Richard Dehmel, 18. März 1918	126
Richard Dehmel an Josef Winckler, 20. März 1918	126
Josef Winckler an Richard Dehmel, 1. Juli 1918	126
Richard Dehmel an Josef Winckler, 3. Juli 1918	127
Aus »Nyland. Vierteljahrsschrift des Bun- des für schöpferische Arbeit«	
Werkspruch	129
Quadriga-Nyland	129



Der Mensch (Max Barthel)	131
An die Straßen (Oskar Maria Graf)	133
Der steinerne Psalm (Karl Bröger)	134
Wahre Geschichte (Richard Dehmel)	135
Aus: Die Zehn Sonette des streikenden Bergmanns (Otto Wohlgemuth)	135
Friede (Christoph Wieprecht)	138
Der fleißige Schmied (Heinrich Lersch)	141
Tiefenfahrt (Christoph Wieprecht)	143
Tagebuchblätter aus der Zeit des Krie- ges (Gerrit Engelke)	145
Siebzehn Legenden aus dem »Irrgarten Gottes« (Winckler)	149
Nachwort	152
Text- und Bildnachweise	167



*Josef Winckler als Student, ca. 1905*

## Aus »Wir drei«

### Sommermittag

Dort im blauen  
Wiesengrund  
Zwei Bleicherinnen:  
    Rote Wangen,  
    Roter Mund;  
Arm und Nacken  
Blendend weiß wie ihre Linnen,

Alle Dächer  
Glanz und Glut!  
Die gelbe Ammer  
    Lockt am Hange  
    Ihre Brut,  
In schwerem Gange  
Klingt vom Dorf der Schmiedehammer.

Volle Aehren  
Schwanken schwer  
Und winken leise:  
    Duft und Flimmer  
    drüber her!  
Und zwei Grillen  
Wechseln eine müde Weise.

### Lenchen

Auf dem Geleise, das die Felder teilt,  
Fern mit Gestampf der Abendzug enteilt;  
Dann nickt der Mohn verträumt der Kornblum zu,  
Und dann schläft alles ein zu tiefer Ruh'.

Bahnwärters Lenchen sitzt am hohen Damm  
Im Abendrot auf einem Weidenstamm  
Und sendet einen bunten Kindertraum  
In's Sonnengrab auf letztem Wolkenaum.

Ecce poeta!

Glücklich, wer am Pflug geboren,  
Schollen stürzt sein Leben lang,  
Glücklich, wer zur Frohn erkoren,  
Stöhnt bei seines Hammers Klang!

Glücklich, wer es nie erfahren,  
Was ein Sklavenleben ist,  
Wer mit schnell verschwundenen Jahren  
Ihre Qual und Müh' vergißt!

Der nur kann von Knechtschaft sprechen,  
Der sich mühte Tag um Tag,  
Dem Verborgnen Bahn zu brechen,  
Das in seiner Seele lag,

Der sein Leben lang gerungen  
Rastlos um das rechte Wort,  
Und dem dennoch nur gelungen  
Eine Phrase hier und dort.

Erlösung

Allein  
Mit mir allein  
Bin ich und meinen Gedanken;  
Meiner selbst bin ich voll  
Und meiner quälenden Zweifel,

Die ewig sich neigen  
Von Entschluß zu Entschluß  
Und nie erstarken  
Zu befreiender Tat!  
Mir selbst bin ich feind,  
Meinen grübelnden Fragen  
Und dem ewig höhrenden Nein,  
Das den Schlaf vom Lager mir scheucht,  
Von der Stirn mir den Frieden,  
Aus meinem Herzen die Ruhe.

Pilgern will ich zu Dir  
Durch die glühende Sonne  
Des Mittags.  
Will zu Deinen Füßen mich werfen  
Und beten  
Zu Deiner Liebe,  
Daß die weißen Arme sie breite  
Meiner flehenden Qual.

Ich saß und träumte –

Ich saß und träumte mein Leben lang  
Und wußt' nicht zum Kampfe zu taugen,  
Ich sah des Lebens lärmenden Gang  
Mit stillen, versonnenen Augen.

Und dann und wann ein armes Gedicht  
Entstand aus verlorenen Stunden,  
Indes die Andern durchs reife Licht  
Den Weg ins Leben gefunden.

## Mein Credo

Ich glaube an Hebel, an Schwungrad und Stange  
Und an der Atome lebendige Kraft,  
Ich glaube an Ambos, an Hammer und Zange,  
An Arbeit, die nimmer in Ruhe erschlaft.

Ich grüß' der Fabriken qualmende Schlote  
Und liebe den rasselnden Eisenbahnzug,  
Und alles, was jemals durch Zirkel und Lote  
Das Licht des Verstandes ins Dunkele trug.

Ich liebe der Zahlen harmonische Reihen,  
Des Hochofens nächtlich stammende Pracht  
Und alles, was, Menschen, Euch zu befreien,  
Die Technik in siegender Arbeit vollbracht.

Ich bete zum Geist, der mit Walze und Hebel  
Die Grenzen der Welt ins Unendliche rückt,  
Der einst durch des Chaos gespaltene Nebel  
Hinab auf die tote Materie blickt.

## Der neue Heiland

Nun sausen allerorten die Maschinen,  
In tausendjährig Dunkel stürzt das Licht,  
Ein Meer von Kraft muß unserm Geiste dienen,  
Der Glied für Glied der Menschheit Ketten bricht.

Wie eines Weltenfrühlings erstes Wehen  
Geht es durch uns're morgenfrische Zeit,  
Und zu des Himmels märchenfernsten Höhen  
Erhebt uns schon der freien Kräfte Streit.

Doch sie, die uns're stolzen Banner tragen,  
Und sie, die tief noch in den Tälern sind,  
Sie fangen an, in all dem Licht' zu zagen:  
Zu hell die Welt, und wir zu nackt dem Wind!

Und bald schon werden sie ins Frührot treten,  
Und mählich, mählich wird ein Brausen gehn,  
Aus tausend Kriegerstimmen wird es beten:  
Laß gläubig uns den neuen Heiland sehn!

### Die Litfas-Säule

Blödsinnig bunt glotzt sie wie ein Narr  
Ins Menschengewimmel, dickbäuchig und starr,  
Bekleiert, beklebt, beschrieben, bemalt,  
Bedruckt und bespritzt, – eine Faschingsgestalt  
Im nüchtern hastig alltäglichen Treiben  
Am selben Fleck gebannt zu bleiben,  
Ein steinern hochragendes Ungetüm  
In lockend frechem Annoncenkostüm.  
Ein Riesensymbol des brausenden Lebens,  
Des krampfhaft fiebernden, wechselnden Strebens,  
Umschäumt von der brandenden Großstadtwellen  
In wirbelnd verworrener, fliegender Schnelle,  
Wo einer den andern niedertritt, –  
Gott gnad' dem, der zu Boden glitt! [...]  
Ein Selbstloben, Preisen und Locken und Laden,  
Verhimmeln, Verdammern, Verspotten, Verhöhnern  
In allen Farben, in allen Tönen, –  
Die frivole Schandsäule des Lugs, des Trugs,  
Die Triumphsäule der Arbeit, des rastlosen Flugs, –  
Und sieht man's glänzen und hört man's klingen,  
Man ahnt nicht die Sorge, den Kampf und das Ringen,  
Und alle die Hoffnung, die zitternde, bange,  
Und die Furcht und die Angst vor dem Untergange,

Und all' den Haß, der dahinter sich birgt  
Und wühlt und gräbt und erstickt und würgt,  
Wie von allen Weltteilen auf Dampfern, auf Achsen  
Geschleppt und gerollt es, auf Walze und Floß,  
Was freudig in leuchtenden Tropen gewachsen,  
Was finster der Erde tief keimte im Schoß,  
Was auf hohen Kamelen Karawanen,  
Mondelang wandernd auf totstillen Bahnen,  
Vom Flugsand der Wüsten brennend umsprüht,  
Fortschleiften blindlings auf Tod und Verderben,  
Was braune Schultern in triefenden Körben  
Der Salzflut enthoben im Nord und im Süd,  
Was, sich ein sauer Stück Brot zu erwerben,  
Glasbläser halb nackt in Schmelzöfen geglüht,  
Was zu weben, zu gießen, zu fügen im herben  
Kampf um ihr Dasein sich Tausend bemüht ...  
Von all' den lachenden Fratzen verdeckt,  
O, man ahnt nicht die Not, die dahinter steckt!

Verwirrend, marktschreierisch drängt es zum Lesen,  
Violett, knallrot, weiß, grün, gelb, schwarz, blau,  
In Plakaten und Linien vom kühnsten Bau:  
»Nie dagewesen!« – »Nie dagewesen!«  
»Clara, das Wunderkind!« Hoch auf der Leine  
Tanzt sie verlockend und wirft die Beine,  
Und der gräßliche Höllenmensch gleich dabei:  
»Der Feuerfresser!« – »Der Papagei!«  
»Der Elefant auf dem Straußenei!«  
»Der Möbelbazar« – »Glühlampenzylinder«  
»Der neueste, elektrische Selbstanzünder«  
»Hebammenkursus«, »die Woche«, »Auktion«  
»Die neusten Gedichte von Liliencron«  
»Wochenmarkt für Schweine und Rinder«  
»Mockturtle«, »Herzstiefel«, »Briketts«, »Lysol«,  
Daneben eine Riesenflasche »Odol«  
»Milch«, »Badewannen«, »Heirat«, »Fleischertrakt«





Das die Stadt überschwemmt bis an's äußerste End –  
O wir sind ein gewaltiges Element,  
Durch die Straßen sich wälzend dampfbräusend und schwer,  
Breit, wie durch Schleusen ein riesiges Meer,  
Wenn das Volk sich bewegt, wie zu Klumpen geballt,  
Da giebt es kein Weichen, da giebt es kein Halt,  
Das ist wie rollender Bergbasalt,  
Ist wie ein lebendiger, wandernder Wald!  
Da schleudern die Götter vom hohen Sitze  
Ewig vergebens die stammenden Blitze,  
Das drängt unaufhaltsam voraus, voraus,  
Das rottet keine Sündflut mehr aus,  
Das brandet nach, ohne Wahl, ohne Zahl, –  
Wir bewohnen die Höhen, wir bevölkern das Thal,  
Wir beschreiten singend den Ocean, –  
Wir machten die Erde uns unterthan! –

Es packt mich stets wie ein grausend' Gefühl,  
Trägt mich so sinnend das breite Gewühl  
Auf und nieder die mächtigen Zeilen  
Der Großstadtstraßen mit brausendem Eilen;  
Da fühl ich's so recht, von Freude durchglüht:  
Du bist in der Kette ein klingendes Glied,  
Auch du bist im Walde ein loderndes Scheit,  
Eine Schaumwelle in dieser Unendlichkeit!  
Ja, wir sind stark und schön und groß,  
Und Mensch sein ist ein herrliches Los,  
Den Göttern ähnlich, der Sonne verwandt,  
Uns alle umschlingt Ein ambrosisches Band  
Eines Stammes, Einer Geburt, [...]   
Wie liegt sie so fern uns, so dämmerweit,  
Der Biedermeier romantische Zeit!  
Wo die Welt noch so eng und allen vier Enden  
So ängstlich vernagelt vor Sturm und Krieg,  
Wo keiner aus seines Hauses vier Wänden,  
Gin Pfahlbürger, floh und die Gipfel bestieg,

Die groß und leuchtend zum Himmel ragten,  
Wo nur die Adler zu nisten wagten!  
Bis nach und nach ein Gewaltiger kam,  
Der wie Samson ein Thor aus den Angeln nahm,  
Daß flutend das Licht, zum Strome geschwellt,  
Brach berauschend hinein in die offene Welt,  
Wie Cherubine, die lichten Gedanken,  
Schlugen sie nieder die hemmenden Schranken,  
Sturmherrlich in glühender Leidenschaft  
Verjüngte die Welt sich in Schauer und Blut –  
Hosianna der That, Hosianna dem Mut,  
Hosianna der Arbeit, Hosianna der Kraft!  
Zersprengt ist der Gürtel, der Arm ist gereckt,  
Nun zeige Jedweder, was in ihm steckt,  
Nun beginnt jede Nacht und beginnt jeder Tag  
Mit Sturmschritt und dröhnendem Hammerschlag,  
Nun blüht und wächst von Stund zu Stund,  
Was keinem der Größten Jahrhunderte kund,  
Nun bist du befreit, gebrauche dein Pfund!  
Das glänzt und klingt wie ein Siegesfest  
Auf Markt und Straßen, in Häfen und Hallen,  
Die neue Parole steht ewig fest:  
Der Starke siegt, der Schwache muß fallen,  
Der wird zerdrückt, der nicht folgen kann, –  
Vollampf ihr Atem, die Zeit ruckt voran,  
Gleichmäßig ruckt ... ruckt ... ruckt sie los ... los ...  
Hört ihr's durch die Menschheit dumpf Stoß um Stoß,  
Vor sich alle Völker herschiebend zur Küste? –  
Glühlichter die Augen, rund und groß,  
Zwei atmende Puffer die eisernen Brüste ...!

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
1. März 1912

Lieber Sepp,  
ich komme heute mit einer kleinen Überraschung zu Dir: Ich möchte Dich zur Mitherausgeberschaft für meine Vierteljahreshefte gewinnen.

Ich habe diese Zeitschrift [»Jenaer Vierteljahreshefte für Kunst und Kultur[«] vor Jahren zu dem Zweck gegründet, um in meinem Wahlkreise und dessen näheren Umgebung politische Aufklärung in populär-wissenschaftlicher aber vornehmer Form zu verbreiten. [...]

In dieser Beziehung bitte ich um recht baldige Zusage.

Ich habe immer mehr den Eindruck gewonnen, daß die bestehenden Zeitschriften wohl alle die Organe bestimmter Kliques darstellen, die den Outsider nur sehr ungern zu Worte kommen lassen. Jedenfalls werden wir kaum Zeit haben zu warten, bis wir uns mit ihrer gütigen Genehmigung durchgesetzt haben. Deshalb dieses Unternehmen, das ich zunächst einmal ein Jahr lang durchsetzen kann. Die einzelnen Hefte werden stets an alle besseren Tageszeitungen und Zeitschriften, sowie an alle bedeutenden Verlagsanstalten gesandt werden. Mag sein, daß der eine oder der andere der Mitarbeiter auf diese Weise seinen Weg machen wird. Selbstverständlich wird durch Annoncen und sonstige Reklame für die Verbreitung gesorgt werden, auch werden die Sortimentere durch besondere Reisende besucht werden.

Wenn schon denn schon, anders gehts heute nicht. Ich habe in München schon einige Mitarbeiter gewonnen, hoffe auch einige bereits marktgängige Namen demnächst in Berlin zu erhaschen. Von Dir würde ich das Fragment im Prospekt und außerdem den »Abenteurer« im ersten Heft bringen. Habe auch noch Raum für eine dritte Sache anderen Genres. Ich würde auch Wert darauf legen, auch Kneip als Mitarbeiter zu bekommen und werde ihm mit einer Einladung den fertigen Prospekt zusenden.

Also, auf! Damit die Leute sehen, daß wir noch leben und  
unser Teil zu sagen haben.  
Mit bestem Gruß an alle  
Dein Vershofen



*Umschlagabbildung der »Quadrige«*

## Die Werkleute auf Haus Nyland\*

Nichts romantisches, nichts geheimnisvolles verbirgt sich unter dieser Bezeichnung. Alle, die in diesen Blättern das Wort ergreifen werden, haben längere oder kürzere Zeit unter den breiten Dächern des Hauses Nyland gewelt, das irgendwo im Reich seine überaus reale Existenz hat. Und wenn ihnen schon im Namen des gastlichen Hauses eine Symbolik zu liegen schien, so war dies doch nur ein nachgeordneter Grund, weshalb sie ihre Werkstätigkeit an deutscher Kultur nach diesem Hause benannten.

Was sie vor allem dazu führte, war die Tatsache, daß in diesem Hause der Plan reifte, von dessen Ausführung das Erscheinen dieser Blätter ein wesentlicher Teil ist. War ferner der Wunsch an Stelle der einzelnen Namen – Namen verwirren und verleiten zu Voreingenommenheit – eine Sammelbezeichnung zu setzen:

Unter dieser Bezeichnung wollen wir nach unseren Kräften mitbauen am Werke deutscher Kultur und Freiheit.

Wir wollen, daß alles, was in diesen Blättern veröffentlicht wird, in Beziehung steht zur Gegenwart und Wirklichkeit. Ein vorurteilsfreier Standpunkt soll uns fernhalten von der bloßen Theorie und dem geisttötenden Schlagwort, von einem weltfremden Ästhetentum und unfruchtbarer L'art pour l'art-Anmaßung.

Immer wieder wollen wir darauf hinweisen, daß die Wirklichkeit in all ihren tausendfachen wirtschaftlichen und kulturellen Schichtungen und Zusammenhängen der Rohstoff ist, aus dem Soziologie und Kunst ihre Werte zu lösen haben.

Nicht beklagenswert dünkt uns das Dasein; wir sehen in ihm kein endlos zweckloses Geschehen. Wir wissen, daß alles Seiende ein ewiges Fließen und Werden ist. Daß der

\*Hier beginnen die Beiträge aus der »Quadriga«.

Mensch in diesem Fluß des Werdens nicht willenlos kreisendes Treibholz ist, daß er vielmehr die Kraft ist, die in den Fluß der Zeiten die Staudämme des forschenden und schaffenden Geistes baut und diesen Strom hineinleitet in die Sammelbecken und Kraftspender der Kultur.

Darum erfüllt uns der harte Kampf unserer Tage um Brot und Licht nicht mit zagender Furcht, er erfüllt mit der Zukunftshoffnung des Sieges der kulturellen Interessen. Nicht sentimentales Bedauern erweckt in uns der Rauch der Schlote und der Hochöfen, die menschenverschlingende Großstadt und das landüberzitternde Gestampf der Maschinen. Wir grüßen die tausend Kräfte, die an der Arbeit sind, um unsere Zeit von sich selbst zu erlösen. Wir finden uns kämpfend ab mit den düsteren Schatten unserer Tage, Schatten, an denen zuerst das Licht sich offenbaren wird. Schatten, ohne die das Bessere nicht werden kann, und die eine folgende Zeit wird überwunden haben in Kultur und Freiheit:

Kultur erwächst uns nur aus einem kampf- und arbeitsreichen Streben zur Schlichtheit, Echtheit und Wahrheit.

Freiheit dem Einzelmenschen und seiner Mission in einer Zeit der Trusts und Sozialisierung, der Prämierung der flachen und gespreizten Mittelmäßigkeit!

Wir wissen, es sproßt schon tausendfach, selbst zwischen den Füßen der Kämpfenden, und neue Werte sehen wir aller Enden.

Sie wollen wir pflegen! Eichenblätter und Rosenkränze wollen wir in das fliegende Rad der Maschine flechten und um die Bronzestirn der nimmermüden Arbeit.

Einer ätzenden und zersetzenden Verneinung setzen wir unsere entschlossene Bejahung entgegen, unseren unbesieglischen Zukunftsglauben und damit unsere Gegenwartsfreude.

Sammeln wollen wir die Jugend um uns, die da glaubt, daß Zusammenfassung und Erhöhung und nicht Zerreibung und Auflösung der Sinn unserer Zeit sind.

Und so übergeben wir denn dies unter der großen Zahl deutscher Zeitschriften bescheidene Unternehmen einem größeren Wirkungskreise. Die Zahl der Mitarbeiter ist nicht gering, und keine bessere Empfehlung wissen sie für sich geltend zu machen, als daß sie das Leben nicht vertun und verträumen, daß sie es sich erarbeiten und daß sie es durchkämpfen wollen.

### Dithyrambe

»Ja, andere Zeit flammt jetzt empor,  
Mit andern Göttern, wie keine zuvor,  
Auf dunklen Ozeanen der Kraft  
Sind des Geistes leuchtende Segel entrafft,  
Die zu nie geahnten Küsten fliegen,  
Die geisterhaft uns selbst noch im Düstern liegen.  
Das Geheimnis des Alls seine Schaumwellen tasten  
Schon über die Schwellen, ungeheure Lasten  
Spielend bewegend; im rätselvollen  
Urschoße beginnt es lebendig zu rollen  
Und will gebären, will treiben, will blühn.  
Schon haben wir tausend Riegel gewonnen,  
Schon fliegen die Funken neu keimender Sonnen  
Wetterleuchtend über die Menschheit hin!  
Vater Kronos, achselt die Sense und geht zur Ruh,  
Der neue Zeitgott schon bindet die Flügelschuh!  
Noch heut' kann er aufsteh'n und brausend kommen,  
Seine Opfersäulen sind längst entglommen,  
Seine Banner lodern zum Firmament,  
Die ganze Welt wie sein Hymnus dröhnt,  
Der von allen gehnt, von den Besten ersehnt  
Schon halt' ich die Hand an die Harfe gelehnt!«



## Frühe im Bahnhof

Schlaft, Götter! Schlaft eure ewige Lüge!  
Wir wachen! Wir Menschen! – Krafterfüllt  
Atmen die Weltenstürmer, die Züge,  
Warte ich selber, dampfumhüllt.

In erschütterten Füßen, in zitternden Lidern  
Spür ich der Frühe Gewalt und Macht,  
Wo sich reckt die Well mit tausend Gliedern,  
Und die Sirene gellt wie zur Schlacht.

Und draußen harrn Frühling, Herbst und Winter,  
Farbige Völker, Berg und Meer,  
Wohin? Wohin? Bis endlos dahinter  
Leben und Kampf, Triumph und Begehr!

Kraft gilt es um Schönheit zu tauschen,  
Und Schönheit ist Liebe – da jauchzt mir die Brust ...  
Funkelnd mit goldnen Maschinen rauschen  
Meine Träume in den Morgenblust.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
3. September 1912

Lieber Sepp:

Im großen und ganzen stimme ich Deinem letzten Briefe zu. Das erste Heft ist in der Tat eine etwas bunt zusammengestoppelte Musterkarte gewesen. [...] Bei diesem Heft werden wir nun in dieser Richtung weiter kommen.

Aus Deinen Sonetten habe ich ca. 20 ausgewählt bei den anderen habe ich unüberwindliche Bedenken. Jedoch können wir darüber nach der ersten Korrektur noch definitiv beraten. [...] Deine übrigen Vorschläge werden sämtlich beachtet werden und Du wirst zu geeigneter Zeit das Nähere hören.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
12. September 1912

Lieber Sepp,

[...] Ich meinte, daß Du die Kritik des Berliner Tageblatt's unter- und nicht überschätztest. [...] Ich interpretiere die Kritik wie Du und bin mit ihr zufrieden, denn wir sind ja keine Studenten mehr, die man schon lobt, wenn sie etwas anderes wissen wie Suff und Weiber. Auch die Kritik der Königsberger Hartung'schen Zeitung, sowie der trierischen Zeitung sind für den Anfang alles, was man wünschen kann. Ich würde sie Dir zusenden, wenn ich wüßte, daß ich sie zurück bekäme.

»Das erste Heft der Quadriga läßt immerhin Hoffnungen und Erwartungen aufkommen. Eine Reihe von Gedichten enthält viel Schönes und Eigenartiges«, so schreibt das vornehme Königsberger, aus Universitätskreisen bediente Blatt. Ja, wohnst Du auf dem Mond, daß Du mehr verlangst.

## Kunst und Industrie

[...] Wenn Wilhelm Schäfer im Referat in den »Rheinlanden« mit Freimut bekannte, daß der Bann des reinen Artistentums zu weichen beginne, »daß die innere Größe des Gegenstandes wesentlich die Anschauung bestimme, daß die Kunst nicht nur Handwerk, sondern auch eine Sprache der Seele und ihrer Visionen darstelle, wenn wir die Piloten-, die Nazarenermode, die ganze üble Historien- und Genremalerei glücklich überwunden hatten und nun ganz auf den l'art pour l'art-Standpunkt überschlugen, so sehen auch wir die Wende gekommen, mit unbegrenzten künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten über alles Akademische und Atelierhafte fortzuschreiten und kehren mit bereichertem Auge, mit verfeinerten Sinnen, voll der Wunder des Lichts und der reinen Farbe zur inneren Größe, zur Anschauung gesteigerten Lebens zurück. Wir hungern nach Gefühlswerten, nach Monumentalität, nach dem wahrhaft Dekorativen. [...] Und da ist es von charakteristischer Bedeutung, daß Dr. Gosebruch (Leiter des Essener Museums) ein vollständiges Programm einer besonderen Kunstpflege auf diesem Gedanken des gegenständlichen Wertes aufbaut. Er will nichts Geringeres, als im Essener Museum eine Sammlung schaffen, die das ganze Leben des Industrielandes zur künstlerischen Darstellung bringt, und zwar gibt er den Künstlern dafür noch eine besondere Weisung, die erst recht von der modernsten Ästhetik abgeht. Er verlangt die mehr oder minder monumental erfaßte Kennzeichnung des in der physischen Arbeit gelegenen heroischen Pathos, er verlangt über den Gegenstand hinaus noch eine Durchgeistigung, eine Idealisierung; wir sehen darin ein künstlerisches Kulturproblem von höchster Bedeutung«.

So und ähnlich regten sich allenthalben im Industriegebiet die Stimmen und wer selber in ihm lebt und wirkt, der wußte es lange, wie die große Sehnsucht lebendig ist nach

der Tat, die sie alle erwarten, erlöst zu werden von der ungeheuren Fremdheit einer übergewaltigen, furchtbar elementaren Welt, die noch vor uns steht wie ein tönender Koloß, an dem alle Hämmer der Künstler abprallten und in dem doch der Äolsklang der Zukunft orgelt und braust. Was Millionen täglich Brot und Notwendigkeit ist, daran kann die Kunst nicht in romantischer Schwärmerei vorübergehen, da lagern Riesenkräfte wie die einer Religion. Und natürlich ist, wie diese plutokratische Welt zunächst auf unsere Sinne einwirkt, daß am ehesten die Malerei sich ihr näherte und in dem unerhörten Formengewirr, in den Sensationen nie erlebter Farbeffekte, die alle Sonnenuntergänge und Gewittererscheinungen in den Schatten stellen, herb und durchaus gegenständlich sich zurechtfinden mußte. [...] Vor wenigen Jahren noch glaubte der damals so hoffnungsvoll begrüßte westfälische Dichter Philipp Witkop – unseres Wissens aus Gelsenkirchen – sich als wahrer Poet nicht besser legitimieren zu können, als wenn er aus beleidigtem Künstlerinstinkt aufschrie:

»O meine Heimat, wie ich dich – hasse!«

Nicht als geistreiche Antithese, als tiefst empfundene Devise schüttelte der junge Dichter mit Ekel dies Wort aus seiner empfindsamen Seele. Schien es doch nach Hauptmanns Webern, durch Holz und Schlaf und Zola und die ganze naturalistische Schule als ein Evangelium der Arme-Leute-Poesie, zwischen Mitleid und Jammer, satirisch oder ergriffen, je nach dem Temperament und Milieu hin und her zu pendeln, wie Börris von Münchhausen, dieser ritterliche Reaktionär, die »Kaufmannszeiten« verachtend, noch heute ausruft: »Fabriken schänden die Fluren!« Wir erinnern in der Graphik an die tendenziöse Mache einer Käthe Kollwitz, an die so widerwärtigen manierten Kritzeleien eines Pascin im Simplizissimus. Auch Baluschek neigt zu dieser grausen Komik, und wir vermögen es nicht zu bestätigen, daß der Maler je tiefer gedrunken sei. Er erscheint uns impotent, oberflächlich und sentimental.

[...] Aus Bummelfahrten durchs Industriegebiet, durch Picknicks (womöglich mit buntbestrumpften Damen) lernt man diese Welt und ihr gewaltiges Getriebe nicht kennen, den Hymnus ihrer Erfolge und Sehnsüchte, die Inbrunst ihrer Arbeit und Not. Wir haben hier keinen Pöbel, keinen Mob in dem Sinne der großen Residenz- und Hafenstädte, jenen Bodensatz morbider Generationen, – satina Romana – hier wohnen nur Arbeiter, nichts als Arbeiter, soviel Arbeiter, daß die heimische Bevölkerung eine Zwischenstufe einnehmen kann über die ungelernte Kraft, die noch unter die Maschine plaziert ist an das Grenzgebiet physischer Primitivität. Diese fremden Arbeitsgenossen sind das Perpetuum mobile der schweren Industrie, aber sie sind keine Crapule in ihrer andersrassigen Lebensart. [...] Wir lachen hier über das Backfisch-Mitleid, die sentimentale Salonpose naiver Ästheten – über jenes falsche Dogma kritiklosen Almosengebens und selbstlosen Gleichmachens, wir, auf deren Schultern das Dach des Reiches ruht, die Ernährer von Millionen, deren soziale Fürsorgesummen umfangreicher sind als die Verpflegungskosten ganzer Heere, deren Arbeitsinteressen stärkere Bollwerke des Friedens wurden als alle Kabinette und Päpste zusammen – wir, die Gesandten neuen Werkevangeliums! Gerade wir prägen stolzere Worte als irgendwo im Reiche. [...] Dies durch Erfolg genährte Selbstbewußtsein verlieh uns den größeren Optimismus. Deshalb teilen wir hier nicht den Weltschmerz der Dekadenz und verlangen doppelt nach Freude und Licht in Kunst und Literatur, nach dem Allgemeinen und Bedeutenden, nach positiven Lebenswerken, nach Haltung und Höhe. Für alles Nur-Spielerische, für Snobismus haben wir keinen Sinn, wir ehren nur die Prinzipien unseres Aufstiegs: Lebensbejahung und Gründlichkeit, Mäßigung und Ehrlichkeit! Und sind wir sämtlich nicht aus Weltflucht und Jenseitsglauben auf die Erde wieder herabgestiegen und klammern uns an ihr fest mit lebendigstem Kraftvertrauen und tiefster Zukunftshoffnung? Darum ist keine Zeit so

empfänglich gewesen für alles, was Erdentrost, Willensstärke und Entwicklung bedeutet – arbeiten und nicht verzweifeln! Über alles Rudimentäre, Chaotische hinweg zu neuer Kultur und Schönheit; erst jetzt scheint die Welt allenthalben zu erwachen aus Dunkel und Enge durch die völkerverbindende Macht der Technik und Industrie.

Man spricht so viel von dem nivellierenden Einfluß, von plebejischer Denkungsart der modernen Zeit, daß die Erde nüchterner, farbloser werde – im Primitiven sicherlich, in der Differenzierung wirklicher Kulturerrungenschaften aber bereichert uns heute ein Tag mehr als früher ein Jahrhundert. Die Wunder der Technik, die Märchen naturwissenschaftlicher Erkenntnis sind viel fabelhafter als die kühnsten Phantastereien aller Poeten und Mythen. [...] Die primitive Vorstellung des Todes, der mit einer simplen Sense bewaffnet geht wie ein tumber Bauernknecht, hat keine Physiognomik mehr, er mutet altväterlich spießbürgerlich an – der Moderne, der Urplötzliche, nicht solid mit handwerklichen Geräten Arbeitende, der Unhold, das Etwas mit der Explosionsdynamik chemischer Gase, das mit Stichflammen aus dem Nichts Hervorbrausende, giftige Schwaden Atmende, unsichtbar zu Boden Schleudernde, Wände Zerreißende, dieser Tod, der mit Sauerstoffapparaten, Sicherheitslampen und Berieselung bekämpft wird – für den harrn in der Malerei ungleich geheimnisvollere Embleme als Stundenglas und Hippe. Alle, wenn ich so sagen darf, technischen Unglücksfälle wie Titanic, Liberté, Altenbeken, auch Echterdingen, können mit dem dürrn Knochenmann nichts anfangen, er versinnbildlicht nicht die Größe des Todesschreckens und der Zerstörung, er ist unzulänglich, wie es etwa Kubin fühlt, der den Schrecken mit halbverwischten Andeutungen desto unheimlicher ankündigt weitab der Teniersschen Fratzenkomik im Grunde gutmütiger, Jux treibender Kobolde. [...] Aber nicht nur der Arbeiter ist Repräsentant unserer Zeit. Es liegt in ihrer sozialen Tendenz, in der Suggestion des »klei-

nen Mannes«, der in seiner Masse politisch den Ausschlag gibt, der den Typ der Arbeit äußerlich am drastischsten verkörpert, ihn zu verallgemeinern und zu symbolisieren. Wo bleibt die künstlerische Inkarnation des organisatorischen Selfmademans, des geld- und geistgewaltigen Unternehmers, des Großkaufmanns und Konstrukteurs? Des gesteigerten Arbeitsmenschen? Gibt es für ihn überhaupt eine ewig gültige, gleichwertige Form? [...] Der deutsche Werkbund schreibt: »Deutschland ist das Land, auf dessen Arbeit es bei der Stilentwicklung der Zukunft ankommen wird. Die deutschen Geschmacksindustrien, wie einst die französischen und englischen, werden nur dann eine Weltmacht werden, wenn wir zu unserem technischen Geschick, unserem Unternehmungsgeist und unserer Wissenschaft auch einen eigenen reifen Nationalgeschmack einzusetzen haben, gegründet auf einer zeitgemäßen nationalen Kultur. Ohne die Kunst bleiben wir Stümper.«

Wer die bekannten Messelschen Bauten, wer Behrens Turbinen- oder Dynamofabrik der A.E.G., Wilhelm Kreis' Verwaltungsgebäude in Essen, Prof. Poelzigs Wasserturm in Posen, das Maschinenhaus in Bad Nauheim von Jost, den wundervollen Darmstädter Bahnhof von Pützer, Fischers Entwürfe für Stuttgart, wer gar die Pläne für die Ausgestaltung Dortmunds betrachtet oder auch nur das kleine Stellwerk in Krefeld, der zweifelt nicht mehr an der Tatsache, daß unsere Geschmackskultur Nationalcharakter bekommen wird. Unzählig sind die meisterlichen Pläne, wie man nunmehr ein Gelände der Bebauung zu erschließen weiß, Industrie- und Wohnviertel zweckmäßig von einander getrennt jedes für sich anlegt, Verkehrs- und Wohnstraßen je nach Eigenart harmonisch gestaltet, das fürchterliche Tohuwabohu alter Fassadenwildnis systematisch ausrottet und das gesamte Städtebild nach einheitlich künstlerischen Prinzipien gruppiert – nach dem Ausstellungscharakter der Mathildenhöhe in Darmstadt die künstlerisch geformte Wohn- und Gartenstadt Donnerkuhle bei

Hagen von van de Velde, Behrens und Lauweriks unter Ernst Osthaus, dem wahrhaft fürstlichen Mäcen –, wie man gelernt hat, Baumgruppen zu herrlicher Wirkung zu bringen, Wasserflächen großartig dekorativ ausnutzt (Frankfurter Wiesen), wie Friedhöfe, Volkspark, Krankenhäuser, Monumente und Marktplätze zu bestmöglichen Einzelheiten und lebendigem Zusammenleben im Gesamtorganismus der Stadt gegliedert werden – das alles ist so unerhört neu, so kühn und doch so selbstverständlich. Was in früheren Zeiten nur den Feudalherrn gelang, eine Stadt nach Einheitsplan anzulegen, das konnte in der Jetztzeit zunächst nur den großen Werkbesitzern in ihren Koloniebauten gelingen. Besonders die jungen Industriestädte wie Hamborn, Gelsenkirchen, Recklinghausen streben mit beträchtlichen Opfern danach, ihren Bewohnern gesunde, freundliche Wohnstätten, gute Erholungsplätze und damit erneute Lebenskraft, verjüngten Arbeitswillen zu verschaffen. Erst langsam besinnt sich das durch rapide Entwicklung ineinander geschachtelte Duisburg, der erste Platz aber gebührt Essen. Jeder möge sich selbst von dem gewaltigen Kulturwillen dieser wunderbaren Stadt überzeugen. [...] Über aller Präzisionsarbeit aber liegt die Ruhe, das Vergeistigte – die heldische Gebärde ist ihr fremd, der Gestus der Kraft und Leidenschaft. Selbst wo die größten Freilicht-Probleme locken, wo ein Zeppelinluftschiff in der Sonne sausend vor den Wolken zieht, hat seine bildliche Darstellung nur immer Enttäuschung gezeitigt; darum haben wir auch kein modernes wirklich gutes Marinebild, trotz Wasser und Wind, Kanonen und Funkentelegraphie lassen sich nicht malen, weil ihre Bedeutung im Mechanismus liegt, im Sinn der Konstruktion, im minutiösesten Detail.

Auf wessen Seite steht nun die Dichtung? Wir glauben, daß ihr keine Schranke gezogen ist, daß sie beide Teile verbinden und ergänzen kann und ihre Mission erfüllen wird. So wollen auch wir unseren Teil beitragen zum Verständnis



der gewaltigsten Lebensformen der Jetztzeit, der Industrie und Technik, denn ihnen verdanken wir alles, was wir sind. Max Eydtt und Wilhelm Vershofen (Reisen Kunz v. d. Rosen) sind bisher die Einzigen.

### Aus »Eiserne Sonette« I

Hol' aus!

Hol' aus, reck' auf mit heldischer Gebärde,  
Du Mann am Amboß! Spann dich! Straff' den Mund!  
Schleudere gestemmt den Hammer rund  
Und hau, daß Kraft zu Kunst und Feuer werde!  
Mein alter Lehrer sagte, uns zu sputen:  
»Jungs, Klauen in de Ed!« – – Jungs, Klauen in de Ed!  
Die Hände sind ein wundervoll' Gerät,  
Die Schultern sind wie Balken und wie Ruten.  
Im Schwung des Hammers kreist die Ewigkeit,  
Und jedem steht ein Amboß wohl bereit,  
Da sein Gewaltsames gewaltig sei.  
Sei Thor und Valdur, Freund, verzweifel' nicht,  
Das Höchste, Letzte bleibt die Tat, die Pflicht,  
Und kreist der Hammer: panta rhei!

\*\*\*

Die Stadt

In Bundschuh und das Kleid wie eine Haut  
Geklebt am Leib, im Nacken einen Sack,  
Und hoch im Korb gehäuft den Kohlenpack,  
Gehn auf und ab die Träger, ohne Laut.  
Nur manchmal wischt ein Arm steif, schwer  
Die rissige Stirn. Und wieder beugt der Druck  
Der Last sie tief, in immer gleichem Ruck  
Dumpf, langsam stampfend gehn sie hin und her.

Im fernen Hafen steht die Sonne und  
Ganz hinten rollt ein Dampf mit kühnem Schwung,  
Dunsthaufen stehn die Häuser feucht im Grund,  
Ein Wagen eilt am Kai im schnellen Trab,  
Die Domuhr schlägt – – in tiefer Dämmerung  
Gehn immer noch die Träger auf und ab.

Domdunkle Halle – – Rotglut, Weißglut füllt  
Den Schmelzbau mit dem Spiel gewalt'ger Lichter,  
Gestalten, düster strahlend die Gesichter,  
Zu hundert, und in Holzschuh'n, schurzverhüllt,  
Tragen an Stangen rund wie Lampions  
Sonnrote Tiegel schwappend voll flüssigem Stahl.  
plötzlich hallt Signal,  
Als tönte durchs Gewirr ein Riesengong:  
Dann stößt der Gießmeister die eh'rne Stange  
Gebietend wie ein Zepter auf die Platten  
Des eh'nen Grunds: »Mehr Tiegel –!« Und die ganze  
Lohheiße Halle sprüht von Höllenglanze,  
Die Männer wachsen auf zu Vorweltschatten:  
In rachende Krater furchtbar packt die Zange.

\*\*\*

Was greif ich nach verscholl'nen Fabelbildern,  
nach Theseus' Taten, Baal und Herakliden  
Und schau' nach Göttern unter Knechten, Schmieden,  
Der Arbeit Zauberschlösser Euch zu schildern?  
Ist denn die Zeit erfüllt, die alte Dichter  
In Träumen ahnten? Stehn wir selbst verwundert,  
Fremd, überrascht? Nicht einer ist von hundert,  
Der seiner Zeit ein Sänger oder Richter!  
So strömen Formen, nie ersehnt, gedeutet,  
Verworrner Fülle auf uns ein – – wie klingt  
Es rührend, wenn die Aveglocke läutet,

Moderner Erdgeist, komm! ... endlos gebreitet  
Starr'n Weltkolosse neuer Zeit, hier dringt  
Der Gott nicht ein, der hinter Ahnen schreitet.

\*\*\*

Auf einmal schrill aufheulen die Sirenen  
Wie wahnsinnig, das Volk tobt, rennt:  
Das Bergwerk brennt! Das Bergwerk brennt!  
Gendarme sprengen, Autos fahr'n, Hydranten dröhnen,  
Die Läden schließen. Brand! Brand! Glocken tönen,  
Züge halten – – Schatten nah'n am Firmament,  
Das Bergwerk brennt! Das Bergwerk brennt!  
Und immer, immer kreischen die Sirenen.  
Gedrängt die Menschen starr'n zu dunklen Ball'n,  
Und Militär rückt an, Kommandos schall'n,  
Da ... eine Riesenfratze reckt sich über alle  
Und streckt langsam bis ans letzte End'  
Der ganzen Stadt die eisig kalte Kralle ...  
Das Bergwerk brennt und brennt und brennt.

\*\*\*

Es summt der Dynamo, an Uhr und Skalen  
Gehn geisterleis die Zeiger, rasend drehn  
Die Räder; allgewaltig, zauberschön  
Des Stahlkolosses Kolben schwirr'n und mahlen.  
Selbsttätig wacht es, nährt sich, rechnet Zahlen,  
Kühlt die Gelenke, bleibt wie denkend stehn  
Und rast aufs neu; lautlos die Meister gehn  
Und sehn nur nach den Zeichen und Signalen.  
Maschinen, summende Arbeitsbienen,  
Ihr Wunderwesen, ihr Gnome und Hünen,  
Formen heißt Frohnen,  
Weltgebundene, weltumgestaltende,  
Geisterstundene, geisterhaft Schaltende,  
Murmeln Mütter neuer Äeonen.

\*\*\*

Wir fliegen sausend durch die Himmelsstille,  
An rosigen Schläfen weht dein blondes Haar,  
Wir plaudern im Firmament bei Sekt und Kaviar,  
Das Luftschiff steigt, es leuchtet seine Hülle.  
Tief drunten kreist der Erde Lebensfülle:  
Auf Bergen und in Tälern wunderbar  
Glänzt Stadt an Stadt im Mittag sonnenklar,  
Uns aber trägt des Genius Adler-Wille.  
    Und wo wir schwebend auf- und niederzieh'n,  
    Da schreit das Volk, da jauchzt es: »Zeppelin!« – – –  
    Wenn unsre sel'gen Väter droben wär'n,  
    Wie Millionen jubeln in Triumph und Traum,  
    Wie die Propeller donnern durch den Raum,  
    Dies ist der Tag, sie müßtens hör'n!

### Neujahrsmorgen 1913

Nun schreiten Männer über Gräbern und Grüften  
Gewaltig, mit sonnenhaften Mienen,  
Sturm in den Schienen,  
Orgelklang in den Hüften.  
Nicht sind es bekränzte tändelnde Horen,  
Nicht Fortunens launische Schar –  
Wieder wird ein großes Jahr,  
Und seine Stunden sind mühsam geboren.  
    Einst, aus des Füllhorns goldenem Grund,  
    Wahllos verschwendrisch rollten die Gaben;  
    Wir heut' achseln den Schurz, straff den Mund,  
    Entfachen ein Weltfeuer und hämmern und graben ...  
Hoch im Äther steht das alte Gesicht:  
Kronos blinzelt ins wabernde Licht.

Aus »Eiserne Sonette« II

Triumph und Traum

Ich war zu Gast bei unsern Dichtern, ging  
Mit Malern durchs Gebirg und schwärmte, lachte  
Bei Mond und Klampfenklang, und mancher fragte:  
»Sie Ruhr- und Rheinmensch, ist kein schlimmes Ding  
Ihr roher Stoff? Der plumpe Volkstorso?  
Auch Sie kaun sich noch stumpf und starr, mein Lieber,  
Ach, Ihre Reimerein sind nur Kassiber,  
Ein Frohndienst-Sisyphus wird niemals froh.«  
    Gemach, Ihr Herrn! Der alte Vater Rhein  
    Erschien mir jüngst im Hüftfell mit dem Hammer  
    Und wie ein Schmied schrie er im Abendschein:  
    »Wer weckt mir neue Säger in der Kammer?  
    Rings Feuer widerstrahlend dröhnt mein Haus,  
    Die Eisenzeit beginnt, das Spiel ist aus!«

\*\*\*

..... liegt dort Babylon?  
Brennt Ninive? Gleichnis und Sinn mir fehlen:  
Wie trunknes Klirrn, wie Brülln aus Löwenkehlen  
Schweift in die Nacht ein ungeheurer Ton.  
O Herz, berauscht dich schier an Bilderpracht,  
Gesichtergriffne Seele, schwelge, schwelge – –  
Rund tönen Schlöte, Räder, Blasebälge,  
Das Schreien der Cyklopen durch die Nacht!  
    Die bauen eine neue Welt, sie richten  
    Das Maß, glühn Elemente aus und schichten  
    Quader auf Quader, rammen, rasen, schmieden,  
    Hei! Ihr Titanen, hei! Ihr Herakliden,  
    Ich juble glutbeschieden durch die Tür ...  
Tandaradei! Die Giganten sind Wir!!

\*\*\*

Wir wolln nicht kunstvoll in galanten Worten  
Amable Dinge plaudern und Sottisen  
Goutieren von Abbés und von Marquisen  
Bei Tee dansants, Parfüms und Spitzenborten,  
Wir sind zu ernst, zu schwer, zu reif geworden,  
Tatbrünstige Vorwärtsmenschen, seid gepriesen,  
Die Völker ringen um die Welt wie Riesen,  
Arbeiterbataillone als Kohorten.

Laßt uns dies wilde Lied der Arbeit hörn,  
Laßt uns den Zweifel und die Furcht zerstörn,  
Kommt, aus den alten göttlichen Gefäßen  
Laßt uns den neuen, starken Feuerwein  
Begeistert schlürfen, daß wir stolzer sein  
Als wenn mit Königen wir zu Tische säßen!

\*\*\*

In glühenden Halden platzen Schlackenblöcke,  
Schlambäche brausen talwärts, Aschenregen  
Stäubt heiß aus Kratern bläulich fein entgegen,  
Sieh – ha – der Tod taumelt um die Ecke?  
Zu spät! Die schart'ge Sense sinkt der Hand,  
Ein Ungetüm reckt sich voll Wunder-Schrecken:  
Berstend, wiehernd, augenlodernd strecken  
Dämonen tausend Tatzen durch Mauer und Wand  
Auf einmal – fürchterliche Explosion,  
Unsichtbar springt ein Größeres auf den Thron  
In feuriger Tollwut-Wolke brisanter Gase,  
Der alte, arme Sensenmann läuft wirr davon –  
Haufen zerquetschter Leiber sperrn die Straße.

\*\*\*

Wohl, wer die Ebne kommt, dem schwimmt's entgegen  
Gespenstig, wild, hohläugig, mehr und mehr,  
Wie von der Walstatt ein geschlagenes Heer  
Von Krüppeln, die sich grausend hastig regen  
Auf der Flucht und wimmern entstellt, verbrannt,  
Unaufhörlich quillt's aus Schacht und Hütten –  
Mütter schrein, Bräute knien und bitten,  
Hinter allen aber flammt und kracht das Land.  
Und über tausend Schloten, giftiger Bauch,  
Ein Scheusal lag, das lästerte und Fluch  
Spie, Umsturz, Haß, weidend mit bösem Aug'  
Sein schadgier' Hirn am großen Leidenszug,  
Und als voll Sehnsucht ich die Augen spannte  
Und mich der Zug des Elends übermannte ...

\*\*\*

Rund um den Horizont in dieser Stunde  
Allmorgens gehn, kurz vor der Dämmerung,  
Gewalt'ge Männer, und der Fäuste Schwung  
Krampft sich und wippt mit in der Runde.  
So schreitend wie in schweigenden Ekstasen,  
Die Nacken tief gestreckt in Leidenschaft,  
In blanken Hüften wiegend Sieger-Kraft,  
So tanzend dröhnt ihr Schritt wie Tubablasen.  
Dann, plötzlich, wirds am Himmel tempelstumm ...  
Wie aus dem Universum tief herauf und um  
Rolln sie und wälzen glüh'nden Block entgegen:  
Die Sonne, Sonne, Sonne, Gloria! Hui!  
Und brausend Licht schlägt wie ein goldner Regen  
Olympisch über sie ...

\*\*\*

Dich grüß ich, königlicher Kaufmann! Denn du,  
Siegreichster Großherr, bleibst der Herr der Welt!

Aus deinen Werften rollt ein Strom von Geld,  
Und dem Geld strömt die Kraft des Volkes zu!  
Wasser- und Kohlendunst schwebt über den Häfen und Molen  
Grausilbern, domräumige Speicher, endlose Glacis,  
Packhäuser, Hebewerke, Tanks und Davits,  
Aus den Helgen tönt furchtbares Prasseln und Rollen.  
Und über den Toppen in lachender Buntheit wehn Flaggen,  
Hochgereckter Rümpfe zielsichere Flucht,  
Ozeandampfer singen zwischen Barkassen und Baggern  
Dunkel dröhnenden Abschied. Schuter und Leichter sucht  
Heim auf breitausgewuchtetem Elemente –  
Königlicher Kaufmann, herrsche von Anfang zu Ende!

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
22. Oktober 1912

Lieber Sepp,  
Ich greife aus Deinem letzten Briefe das zunächst Wichtigste  
heraus: An ca 150 Zeitungen und Zeitschriften sowie an 34  
potente Adressen ist die neue Nummer bereits unterwegs.  
Die übrigen Adressen arbeite ich heute noch, soweit sie mir  
zur Verfügung stehen, aus. Wenn die gesamte Effektivierung  
vorbei ist, sende ich Dir die Liste zur Kontrolle.  
Das erste Heft hatte eine Auflage von 400 Stück. Bei dem  
neuen habe ich vorsichtshalber direkt 500 drucken lassen.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
7. November 1912

Lieber Sepp!  
Nun Alfred [Josef Wincklers Bruder] hat ja famos verkauft.  
Auch hier haben alle Sortimentler das Heft. Und mein  
spezieller, der natürlich nicht weiß, daß ich dahinterstecke,



meinte »Ganz was Eigenartiges, Vornehmes, ganz was Neues!«

Es ist der ganze Versand jetzt erledigt und alles vom Lager gegeben worden, was nicht notgedrungen für Reklamationen und Nachordres hier bleiben mußte. Hoffentlich ködern nun die Sortimentler auch Abonnenten. Ich denke aber der Geschmack eines Sortimenters ist vielfach für den seiner Kunden maßgebend. Da würden wir ja ganz gut abschneiden. Das nächste Mal werden wir eine höhere Auflage nötig haben um noch an mehr potente Leute senden zu können.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
13. November 1912

Lieber Sepp,  
der Brief, den Alfred mitbrachte, hat mir rechte Freude gegeben. Ja, das ist etwas, wofür sich schaffen und leben läßt, unser Quadrigaunternehmen. Werde ihm der äußere Erfolg oder nicht, ich bin des festen Glaubens, daß wir hier eine Tat tun, die in der Geistesgeschichte nie und nimmer verloren gehen kann. Es wird irgendwo und irgendwann einmal eine Generation geben, die berauscht mit Dir sagen wird: denn wir sind noch ungebrochene Naturen, wie die Ströme, wie die Wälder sind. – Nein es lebt keiner, der Dir die Eisernen Sonette vor- oder nachmachen könnte. Heute kriegte ich eine neue Kritik der Trierischen Zeitung, in der es heißt: »Das jetzt vorliegende 2. Heft der neuen Zeitschrift enthält eine Reihe anonymer Gedichte und Aufsätze, darunter einen recht bemerkenswerten Aufsatz über Kunst und Industrie. Es sind Kinder einer neuen Zeit, die hier zu Worte kommen, und ihr ehrliches Bemühen scheint es zu sein, in dieser neuen Zeit heimisch zu werden.«



»Dichtervater« Dehmel (Bildarchiv Delseit)

Richard Dehmel an die Schriftleitung der Quadri-  
ga, 19. November 1912

Ein Bravo dem Dichter der Eisernen Sonette! Wie geht es  
ihm wirtschaftlich? Nötigenfalls bin ich gern bereit, ihn der  
Kleiststiftung zu empfehlen.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
19. November 1912

Lieber Schwager und Sepp,  
[...] Aus Berlin, Dresden, Wien, Heidelberg und anderen Nestern sind erhebliche Bestellungen an Vopelius gekommen. Der Mann ist auch glücklich; ich habe ihm versichert, sein Verlag käme in die deutsche Literatur und er glaubt es. Ich übrigens auch.

Schomerus, bei dem wir gestern abend zu Gast waren, hatte die Hefte gelesen und war entzückt über Deinen Aufsatz: Kunst und Industrie. Er sagte, der wäre ihm eine Erleuchtung gewesen.

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
3. Dezember 1912

Hochverehrter Herr Dehmel,  
nehmen Sie meinen tiefsten wärmsten Dank entgegen für Ihre spontane, anerkennende, teilnehmende Karte, die ich letzten Sonntag in Cassel auf der Versammlung der »Werkleute« erhielt – ich kam gerade erst von größerer Reise zurück. Sie kennen den Jubel eines Dichterherzens – von Ihnen solch ein Bravo! Dieser Zuruf ist wie ein Losungswort über Millionen hinweg und klingt mir ins Ohr, wie dem Chaos ein Schöpferwort mag in die brauende Sehnsucht gefahren sein – und ich werde Ihr Wort einlösen, des soll schon die nächste Ausgabe der Quadriga ein Zeugnis sein! Wenn viele sie erhalten, einige lesen und wenige erschöpfen, so haben Sie doch gewußt, worauf es den Werdenden ankommt! [...] Als blutjunger Student gab ich mit zwei der anderen »Werkleute« ein Gedichtbuch [»Wir drei!«] heraus, das sehr viel Erfolg hatte, unter anderm einen prächtigen Brief von Liliencron brachte. Aber wir kehrten uns nach dieser Erprobung ab und gingen an werktätige Berufsarbeit, denn wir wollten unsere

tiefste Lebensform, die Kunst, nicht auf ein Ungewisses setzen. Und nun darf ich mit Stolz von mir wohl bekennen, daß ich eine sehr glänzende Lebenslage mir erobert habe, die es mir gestattet, nach zehn Jahren bereits unabhängig zu sein. Allerdings in harter, unermüdlicher, knirschender Arbeit. Doch von diesem Boden aus, Kraft saugend aus realster Lebenswirklichkeit, streben wir sämtlich nun zur Erfüllung unserer Persönlichkeit; aus taktischen Gründen, als Männer des Alltags, wählten wir Anonymität – aber ich wage heute noch nicht zu entscheiden, ob ich jenes große Maß von Selbstzucht und Selbstentäußerung mehr Segen oder Fluch deuten soll! Der ich alles eigener Kraft und natürlicher Entwicklung überlassen muß – jedenfalls verzage ich heute weniger denn je.

Ich zittere vor Erregung und mein Herz strömt Ihnen zu, wenn ich bedenke, was unter Umständen Ihr Angebot für mich hätte bedeuten können – wenn ich etwa unverstanden, selbst zerfressen auf der harten Kante der Not gesessen hätte! Was muß diese Gabemöglichkeit eines Dichtergemütes für eine Herzensherrlichkeit sein! Und so ehrenvoll und fördernd ein Geldpreis aus der Kleiststiftung für mich sein würde, so könnte doch pekuniäre Hilfe an sich mir weniger nützen als etwa eine bloße Anerkennung von Ihnen! Sie stehen auf der Zinne der Literatur, ich schlage mich noch in den Gassen, und ich wage Sie nicht zu bitten: Helfen Sie, daß wir nicht zu lange kämpfen müssen! Wir Söhne des Industrievolkes – mein Vater war Salinendirektor – fühlen eine doppelte Verantwortlichkeit und wenn ich heute wirklich Ihre Hand ergreife, so seien Sie tiefst überzeugt, daß ich mich Ihrer Künstlerehre würdig erweisen werde. Aus Prinzip blieb ich Jungeselle, um von keinem Weibe mehr behindert zu sein – und doch war ich öffentlich verlobt mit der schönsten, wunderbarsten Dame des Niederrheins, der Tochter eines hiesigen Zechendirektors. Dies Geständnis wird Ihnen nicht naiv erscheinen, der Sie Worte ausgeglüht haben wie: Empor, Gehirn! Hinab, Herz! Auf! Hinab!

Richard Dehmel an Josef Winckler,  
10. Dezember 1912

Lieber und werter Herr Winckler!

Ihnen muß man ja ein doppeltes Bravo zurufen. Daß sich ein Mann von Ihrer Begabung zunächst einmal als tüchtiger Mitmensch erweisen wollte, bevor er der Menschheit als Dichter neue Wege wies, und daß er es in der Tat durchgesetzt hat, das darf man wirklich als ein gutes Zeichen unsrer vielfach sehr übelgeberdigen Zeit begrüßen, nicht bloß Ihrer eigenen Kraft. Es erinnert an die herrlichen Tage unsres Volkes, an das gotische Mittelalter, wo man vor allem erst ein Ritter sein mußte, um als Sänger für voll genommen zu werden. Die zehn Jahre, die Sie an wirtschaftliche Arbeit gewandt haben, die sind Ihrer Kunst zugute gekommen; ich weiß aus ähnlicher eigener Erfahrung, wie sich unter dem Druck des äußeren Lebens die inneren Quellen sammeln und läutern, und es ist vielleicht der packendste Reiz Ihrer »eisernen Sonette«, daß man hinter dem beinahe formsprengenden Stoffgerassel immerfort den sicher verkettenden Griff des völlig reifen Werkführers spürt. Auch daß Sie es über sich vermögen, als namenloser Mitarbeiter unter anderen »Werkleuten« dazustehen, läßt wieder auf ein Zeitalter hoffen, in dem die Dichtung Stimme der Volkskraft sein will, nicht bloß einzelner Illusionsathleten oder Phantasiakrobaten. Ich kann mir denken, daß Ihnen die Anonymität manchmal recht bitter schmecken wird, teils der lieben Eitelkeit wegen, noch mehr aber aus echtem Selbstgefühl, weil viele Kriechtiere im deutschen Tintensumpf bloß wieder einen neuen Tri[c]k sensationeller Konventikelpoeten hinter allem wittern werden. Trotzdem rate ich Ihnen, so lange wie möglich die Maske vorm Gesicht [zu] behalten; man entgeht dadurch tausend persönlichen Anzapfungen, die nichts mit der Sache des Künstlers zu tun haben. Ich bedaure es jeden Tag, daß mein Name an der großen Glocke hängt; ich komme kaum noch zu mir selbst vor unvermeidlicher Korrespondenz. Des-

halb ist es mir auch unmöglich für jüngere Dichter öffentlich ins Horn zu blasen, daß es wirklich weithin gehört wird; ich würde sonst bald stockheiser sein. Und, rein geistig genommen, ist es auch überflüssig; wer eine rechtschaffende Stimme hat, ruft schließlich ganz von selbst das Echo hervor. Grade Ihre Anonymität beweist das; man hört Ihren Hammerschlag doch sehr deutlich heraus unter den Versschmieden von »Haus Nyland«, den Meister zwischen Gesellen und Lehrlingen, und das werden diese wohl selbst anerkennen. Wenn man vom höchsten Gesichtspunkt aus an den Eisernen Sonnetten Kritik üben wollte, könnte es einzig deswegen sein, weil es überhaupt noch Sonette sind. Eine so spezifisch moderne Stoffmasse in so archaische Form zu zwingen, ohne dem impulsiven Rhythmus durch das metrische Schema die Wucht zu nehmen, ist zwar ein meisterhaftes Kunststück; aber eigentlich kommt es mir so vor, als wollte man unsre Eisenbahnbrücken im Stil der gotischen Schwibbogen bauen. Sie haben freilich das Schema so souverän moduliert, wie es noch keiner der vielen Sonettfabrikanten, die heute den modischen Ton angeben, auch nur annähernd gewagt hat; aber wozu diese Virtuosität, die Ihren poetischen Motiven den natürlichen Atemzug einschnürt! Ich meine nicht etwa, Sie sollten in »freien Rhythmen« dichten nach Art der psalmodischen Rhetoriker, die ihre Langatmigkeit nicht bändigen können; im Gegenteil, unsre industrielle Technik mit ihrer peniblen Zusammenkettung disparater Naturkräfte verlangt auch in der poetischen Abspiegelung von Grund auf die »gebundene Form«, aber eben Gebundenheit neuer Art. Ich wundere mich manchmal, daß unsre jüngeren Dichter meine mannigfachen Neuerungen in der strophischen Organisation nicht planmäßiger auszubauen versuchen; man hat mir allerlei einzelne Kunstgriffe abgelernt, aber grade für mein Wesentlichstes, die vielsagende Vereinfachung der Ausdrucksmittel durch die rhythmische Struktur, scheint man noch nicht gehörsreif genug. Nun, unsre Zeit ist entwicklungskräftig, und vielleicht beweist mir schon Ihr nächstes Heft, daß

Sie über die klassizistische Pedanterie ebenso hinauswachsen werden wie über die romantische Libertinage. Grade diese natürliche Stilbildungskraft, die nichts mit Naturalismus zu tun hat, kann dem Künstler kein einzelner Kunstkenner öffentlich zu- oder absprechen; sie stellt sich immer erst allmählich heraus, als Quintessenz allen Für- und Wider-Geredes. Es hat daher gar keinen ideellen, sondern höchstens nur materiellen Wert, wenn ein älterer Dichter dem jüngeren Beifall spendet; die Zustimmung muß von dem jungen Geschlecht kommen, von dem noch jüngeren als dem des Dichters, sonst hat sie keine Zukunftstragweite. Wenn Sie sich aber irgend einen Augenblicksnutzen für die Verbreitung der »Quadriga« davon versprechen, dann stelle ich Ihnen sehr gern frei, diesen Brief in der Zeitschrift abzudrucken.

Mit allen guten Wünschen  
Ihr Dehmel.

Verte!

N B! Wenn Sie den Brief abdrucken wollen, können Sie ja die Anrede weglassen und einfach die Bemerkung vorsetzen, er sei dem Dichter der Eisernen Sonette zugegangen [...].

*[Der Brief gelangte wortgetreu in der »Quadriga« zum Abdruck. Winckler antwortete in Heft 3 (Winter 1912/13) der »Quadriga« mit dem folgenden Text:]*

Dank an Dehmel

Daß Du die Hand gabst, tiefster Weltmensch – Du!  
Du Grübler mit dem Kindersinn, Du Ringer  
Und harter Meißlei, wilder Sternenspringer,  
Mensch-Frühlingbringer – ich greif zagend zu.

Daß Du die Hand gabst, reifer Meister – Du!  
Der Liliencron betreut und jetzt die Rosen,

Die ersten Rosen sticht dem Namenlosen,  
Daß Du die Hand gabst – jauchzend greif ich zu!

Sag, was kann mehr der Große denn ersehnen,  
Als so den Neuen, die von unten steigen  
Aus andern Sphären, seine Hände zeigen?

Ehrfurchtig wolln mir alle Schöpferhände küssen  
Wohl uns, wenn uns Häupter droben lehnen,  
Wenn uns die Jungen so wie wir Euch grüßen!

Der Dichter der Eisernen Sonette.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
21. Dezember 1912

Lieber Sepp,  
[...] Wenn ich ein Bild gebrauchen darf: Der Energiestrom  
meines Dichtens ist nach Volt und Ampère nicht übermäßig  
bedeutend im Vergleich zu Deinen Voltampères. Aber Trans-  
formation bringt bei Dir vor wie nach zu viel Ampère und zu  
wenig Volt.

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
27. Dezember 1912

Hochverehrter Herr Dehmel!  
[...] Ja, Ihr Brief wird und muß der »Quadriga« ein gewalti-  
ges Wegstück weiter helfen, es ist für Ihre Art noch wertvoller  
als für uns.



Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
4. Januar 1913

Lieber Sepp,  
ich gratuliere Dir zu Deinem taktischen Erfolg in Düsseldorf  
und erkläre mich mit Deinen Abmachungen einverstanden.  
Wer heute in unserm 65 Millionenvolk inmitten der Arbeits-  
und Genußfiebrigkeit kulturell zu Gehör kommen will, der  
muß Pioniere haben, der muß sich auf eine Bewegung stüt-  
zen können. [...] Also es ist recht so, der Kern ist geschaffen,  
die Werkmannschaft ist gegründet. [...] In das dritte Heft  
der Quadriga setzen wir folgendes:  
Die Werkleute auf Haus Nyland  
»Am 28. Dezember fand in Düsseldorf die erste ordentliche  
Werkversammlung statt, auf der die formelle Gründung der  
Werkleute auf Haus Nyland in aller Form vollzogen wurde.  
[...]«

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
6. Januar 1913

Hochverehrter Herr Dehmel!  
Nein – noch dürfen wir uns nicht persönlich kennen lernen!  
Lassen Sie mich erst soviel Beweise geben, daß ich rund vor  
Ihnen stehen kann. Ich bin noch nie einem Dichter Ihrer Art  
näher begegnet und würde zu befangen sein. In Ihren Wer-  
ken lebe ich Ihnen nach. Werde ich aber das erfüllen, was Sie  
erwarten müssen und sollen? Dies ist das göttlich Grau-  
same der Kunst: Der gute Wille gilt nicht vor ihr (Gott sei  
Dank!!), alles aber die Leistung! Dies scheint mir aber auch  
das schönste Geschenk – sonst könnte jeder Pfaffe Christus  
sein.  
Die Sonette schöpfen zwar nur einen Fingerhut dessen, was  
ich in mir trage.

Richard Dehmel an Josef Winckler,  
17. Februar 1913

Lieber Herr Winckler!  
Länger kann ich nicht schweigen. Jeden Tag freu ich mich  
über den Urstier, und da ich auch noch durch einiges Andere  
erfreulich an Sie erinnert wurde, [...]

### Am Eingang

Am Eingang steht:  
Eintritt Unbefugten verboten!  
Ich weiß – aber es lockt mich immer.  
Der riesenrachigen Halle sperrende Tore klaffen,  
Lokomotivgeleise weisen in Schlundes Tiefe.

Was brüllst du, breitgelagertes Ungetüm,  
Nach Eisen gierend, nach Muskeln, hornigen Fäusten?  
Deiner blindstarrenden Fensteraugen  
maschiges Rahmenwerk klirrt;  
aus den rissigen Poren deiner schwarzen Ziegelhaut  
quillt, gelbsträhnig,  
stinkender Steinkohlenqualm;  
an der Stirne deines runzlichen Pappdachs  
hängen, schwarz und triefend,  
fettglänzende Asphaltzapfen,  
von hustenden Auspuffs dampfendem Odem naß.  
Widerwillig fast, und doch vom nächsten gedrängt,  
fallen Tropfen vom Dachrand.  
Ihr rhythmisches Ticken  
frißt rauhrandige Furchen  
in den harten Schlackenweg.  
Dicht am Mauerwerk ducken sich fröstelnd  
einsamer Wegerich und niedere Nesseln,

versprengte grüne Frühlingspinselspritzer  
auf Schlackenschwarz und Rostbraun.

Eintritt Unbefugten verboten!  
Wenn mich ein Schleicher verpetzt,  
büß ich am Zahltag mit einer Mark Strafe  
der (Werkstattordnung-)Übertretung Sünde.  
Ach was – dreist!  
Ich mache ein harmlos Gesicht.  
Drüben vermißt mich keiner,  
meine Drehbank läuft auch ohne mich  
den langsamsten Gang,  
und meine vertrauten Kollegen geben acht.

In seiner schmierigen Kojе hinterm Schalter  
sitzt der sturrhaarige Kesselschmiedemeister  
mit dicken klobigen Fingern, und schreibt.  
Er sieht mich nicht. Taub ist er auch,  
der Schinder.  
Ach, wie sie ihn hassen!

Es dämmert.  
Hämmerndes Dröhnen schwingt im Gehirn.  
Niet! brüllt der Führer der Nietkolonne.  
Von fauchender Feldschmiede  
in leuchtendem Bogen  
schwirrt die weißglühende Niete.  
Hastig greift sie ein Mann mit der Zange,  
wie ein Tier mit Raub in der Höhle,  
in des Schiffskessels gähndem Bauch verschwindend.  
Oben auf der Wölbung  
lauern Zuschläger mit langgestielten Hämmern,  
bereit, und spannen,  
wie die rotglühende Niete,  
von innen gedrängt, durchs Loch fingert.

Drauf! eins, zwei!  
Weit ausholend, über die rechte Achsel,  
sausen im Schwung die wuchtigen Hämmer,  
stauchen die heftenden Niete,  
und Kopf an Kopf  
schließt sich die eiserne Naht;  
während drinnen, im Kessel,  
bei stinkender Ölfunzel  
ein Mann auf wankendem Bockgerüst  
den Stöckel vorhält, krampfhaft;  
von jedem prellenden Schlag  
ins innerste Mark erschüttert.  
Seine Gelenke knacken;  
Schallwellen umbranden sein Hirn  
und machen es schaukeln  
bis zum Stumpfsinn.  
Jeder Nerv zuckt.  
Funken glimmen im rauhen Hemd,  
und rot von Rost  
rieselt der Schweiß von Brust und Armen. –

Dich such ich, mein Freund.  
Einarmiger Alter,  
wie eine gezähmte Ratte hockst du auf deinem Nest,  
das du aus Säcken zusammen trugst,  
und schwarzen öligen Lumpen.  
Der ungepflasterte Boden ist kalt  
und deine Fußknochen schmerzen.  
Du warst ein Bärenkerl,  
stahlhart in Muskeln.

Montiertest im Lokomotivsaal.  
Da riß dir die Transmission den rechten Arm aus  
als du mit Aufwand deiner Kraft dich  
der zähen Umschlingung  
stierlederner Riemen knirschend entwandest.

Du tröstetest dein bitterlich weinendes Weib  
und sahest die angestoffenen Augen deiner Kinder.  
Und alle waret ihr froh,  
als dich die strenge Werftdirektion  
nicht auch noch entließ!

In dieser qualmigen Bleischusterbude,  
der frei gewählten Arbeit entfremdet;  
in diesem wüsten Getöse  
verhockst du, geduldeter Krüppel,  
dein nach innen gedrängtes Leben.  
Einen Hufeisenmagneten fest in der Linken,  
sonderst du, hinter Haufen  
zusammengeschleppter Hobel- und Drehspähne,  
Eisen und Stahl von Messing und Kupfer;  
ruhig, die Wimpern gesenkt,  
von wenigen gekannt.

Oft, hinter den kupfernen Feuerbüchsen  
der Lokomotivkessel versteckt,  
standen wir beide um Frage und Antwort,  
der Alte und ich, der Junge.  
Wir brüllten, und jeder mußte den Mund  
an des anderen Ohr legen.  
Wir waren sicher vor jedem Lauscher  
in diesem Höllengetöse.

In berechneten Drehungen  
um die blitzende Stahlachse rasend,  
schnitten glattrandige Scheiben,  
rotierende weiche Eisenscheiben,  
dicke Eisenrohre glatt ab.  
Wie Blutstrom aus gräßlicher Wunde  
schießt Feuer aus der Wunde des Eisens.  
Schrill kreischt das Eisen, das schneidende;  
und das geschnittene Eisen schreit

in qualvoller Dissonanz.  
Und um und um uns  
sausende Hämmer, klingende Meißel;  
Donnergedröhn der gepochten Kessel,  
Ventilatorenschnauben und fettiges Gluckern  
breitzähniger Kammräder.  
Und um und um uns  
lodernder Essen wölkender Qualm,  
der das Haupt umnebelt,  
Wimpern zusammenleimt  
und die geröteten Lider im rußigen Antlitz  
zu Tränen beizt.

Und diese Rotte von Menschen,  
Söhne, verheiratete Männer und Väter  
in dunklem Gewimmel,  
fronend, fluchend, lachend oder tiefernt.  
Scharfäugige Jünglinge ihr, müde Männer,  
eure Daumen sind breit,  
und eure Hände, die Eisen zwingen,  
rauh und rissig  
wie Rinde des deutschen Eichbaums.

Homer, unsterblicher Homer!  
Sklaven Vulkans, moderne Cyklopen,  
suchen vergeblich unter deinen Bewundrern  
Sänger des Schlachtfelds der männermordenden Arbeit.  
Sklaven Vulkans, die Brantwein trinken  
und Tabak kauen und trotzen,  
sind kein würdiger Gegenstand der hohen Dichtkunst.  
Was die Gesellschaft zwingt, von ihnen zu schreiben,  
trägt sie prosaisch ins Steuerregister  
und peinlich genau in die Strafakten ein.

Auf Wolken thronendes Ästhetentum  
wirft, aus Mitleid und Dünkel gewebte,

Schleier auf das unterweltliche  
Proletarierkampfgewühl.

Approbierte Gefühlspolizisten registrieren  
tausend Tonunterschiede  
zwischen düsterem Rot und Nachtviolett  
der lyrischen Dämmerung.  
Andere experimentieren mit den X-Strahlen  
vermuteten Unterbewußtseins.  
Und die Peitsche kritischer Raubtierbändiger  
saust striemend über den Nacken der Bestie,  
die es wagt, an Käfigstangen zu rütteln,  
die man gezähmten Poeten vergoldet.

Kampf auf dem Schlachtfeld der Arbeit:  
hartes, stolzes Gedicht –  
in flammender Lohe geboren,  
mit Dampfhämmern geprägt  
und am Schraubstock gefeilt –  
Millionen leben es.  
Seine stahlharten Spondeen  
haben an meinen Schädel gehämmert,  
leidenschaftslos – kalt –  
aber schmerzhaft unaufhörlich  
mit dem Rhythmus des Dampfkolbens  
ungeheurer Maschinen.

Welch lodrender Kampf zwischen Eisen und Stahl,  
zwischen dem harten und dem schwächeren Bruder,  
eines Ursprungs beide, ungleich in ihren Kindern.

Einarmiger Alter; alte gezähmte Ratte,  
wenn der Gluthauch deines Hasses  
über mich hinfuhr,  
welkten die Blumen in dem Gärtchen  
meiner weltentrückten Glückseligkeit,  
die ich nächtlich mit meinen Tränen begoß. [...]

Dräuend zum Himmel empor  
quoll des gequälten Gestöhn, grausig.  
Gräßlich dröhnte das Lachen des Unersättlichen  
und das seiner schrecklichen Söhne.

Aber unter die schreienden Kinder  
des Hingemordeten,  
unter die Ausgestoßenen, Enterbten,  
fiel ganz verwirrt ein lieber Gott,  
blaß von dem ausgestandenen Schreck:  
Ruhig, Rangen! Man hört euch oben!  
Den Grobian, der euren Vater  
wegen versuchten Diebstahls strafte,  
kauf ich mir später.  
Regt ihn nur jetzt nicht auf.  
Was ist da auch weiter zu machen?  
Er ist der Eigentümer,  
er flocht das Dornengehege.  
Ich kann euch nicht helfen;  
später vielleicht, wenn ihr mich besuchen wollt,  
um kleine Engel,  
süße kleine Engel zu werden –  
Jetzt aber bitte ich endlich um Ruhe;  
Hohe Herren harren der Gnade.

-----

Gleichmäßig klatscht der gespannte Treibriemen;  
gleichmäßig pfeift aus unzugänglichem Winkel  
irgend ein Wellenlager,  
dessen Schmierloch verstopft ist.  
Zäher Qualm, Auswurf der schwelenden Essen,  
der das blanke Eisen  
und den blitzenden Stahl besudelt,  
wogt verdunkelnd über den Häuptern  
der ruhelos Schaffenden.  
Aus dem Schwall der tobenden Geräusche  
drängt, gleichförmig klopfend,



großer gewaltiger Pulsschlag.  
Dumpf, noch entfernt,  
näher kommend, voll und hart.

Taktmäßig hebt sich und sinkt  
der stoßende Kolben der Dampfmaschine,  
der gewaltigen Kraftvermittlerin,  
deren stählerne Muskeln  
das gigantische Schwungrad  
rastlos herumwälzen.  
Mein lauschendes Herz vernimmt  
den dröhnenden Schritt von Millionen Füßen  
Enterbter.  
Taktmäßig, dumpf, entfernt noch,  
näherkommend, voll und hart  
wie das Stampfen des Dampfkolbens.  
Neues Tosen brandet heran  
und seine Schallfluten verschlingen  
den großen Pulsschlag der Dampfmaschine.

Der Einarmige hält bedächtig  
den großen Magneten an den Kehrichthaufen,  
und wie erschreckte Kinder  
in den bergenden Schoß der lieben Mutter  
flüchten, stürzen die Eisensplitter  
an die lockenden Pole.

Sprach der bärtige Proletar:  
So ein Dreckhaufen ist die Gesellschaft.  
Da liegen oben auf  
blinkende Messingspähnchen;  
sehen beinahe wie Gold aus.  
Lauter Bastarde, sage ich dir.  
Daneben des Kupfers edlere Verwandtschaft.  
Im Staube nichts wie Eisen,  
altes rostiges Eisen, massenhaft.

Und was heute noch blank ist,  
morgen verrostets bestimmt.  
Siehst du? Ich nehme meinen Magneten  
so – und fahre damit in die gemischte Gesellschaft.  
Da! Wie sie fliegen, alle zu mir her,  
blank oder rostig. Das heißt,  
nur die Eisenspähne!

Und ich: Natürlich,  
weiß ja noch von der Schule her,  
daß der Magnet nur Eisen und –

Papperlapapp! Du bist eben auch noch  
einer von den blanken Eisenspähnen  
in diesem Dreckhaufen,  
solange bis der Rost dich frißt.  
Du mußt mich recht verstehen.  
Je öfter der Magnet in dies Gemengsel taucht,  
sieh, desto kleiner wird der Haufen,  
und reinlicher die Scheidung.  
Links – nichts als Eisen – Mehrheit!  
Rechts – Kupfer, Rotguß, Messing;  
zwar verschieden geartet, aber alle meidend  
die große Gewalt des Magneten.  
Hast du mich nun verstanden?

Brüllte der Alte:  
Der große Magnet, das ist die Bruderliebe!  
Wo sie ihr Geheimnis offenbart,  
stürzt aus allen Winkeln  
das Eisen, das Proletariat,  
und klammert sich an sie  
wie das Weib an den Mann ihrer Liebe.  
Und das übrige gemischte Volk wundert sich,  
wie die Harmonie,  
an der doch nur der Zwang kehrender Besen schuld war,  
allmählich zerfällt. – – –

Das Eisen – für den Schweißofen,  
der die aufgetürmten Eisenspähne  
zusammenschmelzt.  
Dann unter den großen Dampfhammer,  
der mit furchtbarem Druck  
die halbweich glühende Masse  
zu groben Klötzen formt.  
Aus den groben Eisenklötzen  
werden die Räder der Lokomotive geschweißt!  
Geh morgen hinüber, sieh dirs an.  
Bist ja sonst in jedem verbotenen Winkel zu finden,  
nur nicht an deiner Drehbank.

Ach, wäre ich jung noch, wie du!  
und hätte meinen rechten Arm –  
wie wollte ich bauen helfen  
an dieser neuen großen Maschine der Zukunft! [...]

### Segensspruch

Zur Feier des ersten  
Quadrigajahres auf  
Haus Nyland.

Du altes, benedeites Haus!  
Wie deine Bäume wölben, deine Wiesen glänzen,  
Sterne den Giebel, Rosen die Türen kränzen,  
Und Kühle weht aus Sälen tief heraus ...  
Du altes, benedeites Haus!  
Ruf aller Ahnen Wirken, Wolln und Fühlen,  
Daß ihre Schatten fordernd wachsen hinter unsern Stühlen,  
Breit' deines Dachs gewalt'ge Schwingen aus:  
Wir planen, taten, jeder Kraft erfüllt,  
Und formen die Zeit nach unserm Ebenbild,  
Und Ströme glühn bis weit ins Volk hinaus –

Feire in uns Erfüllung und Urstund,  
Gieb uns Bestand und segne unsern Bund,  
Du altes, benedeites Haus!

Der Dichter der Eisernen Sonette.

### Die Werkleute auf Haus Nyland

In dem ersten Beitrage zu dieser Zeitschrift deuteten wir an, daß die Herausgabe der »Quadriga« unsere Pläne nicht erschöpfe.

Wir betonen bewußt die Bedeutung der Einzelpersönlichkeit in der Kulturentwicklung und stellen trotzdem unser Wollen auf die breite Grundfläche der Organisation. Das erscheint nicht als Widerspruch:

Die Persönlichkeit ist heute so stark im Wollen und Schaffen wie je zuvor: aber nie ist es so schwer geworden, das Gewollte und Geschaffene in lebendige Wirkung umzusetzen! Nur in wenigen Ausnahmefällen reichen dazu Kraft und Glück des Einzelnen aus.

Wir wollen keine Mühe damit vergeuden, um darzulegen, wie schwer es alle Zeit das Bessere gehabt hat, das Gute zu verdrängen, von der ordinären Vitalität des Schlechten ganz zu schweigen. Aber das scheint uns sicher, daß nur in einer Zeit umfassendster Organisationen der Begriff des Außenseiters so gebräuchlich und – verächtlich werden konnte, wie er es heute ist.

Wie ein Kind zwischen den tausenden Transmissionen eines Fabrikraums, so steht der Außenseiter zwischen den Organisationen. Weil nicht alle Außenseiter wertvolle Zeitgenossen sind, wird man deshalb auf Sicherung verzichten wollen, die den wertvollen nützen?

Die Organisation als rein technischer Apparat, als kunstvolle Maschine gesehen, ist ein Energieumformer und – Ersparer erster Ordnung. Nur hat deutsche Superlativ-

gründlichkeit die Benutzung solcher Maschinen abhängig gemacht vom richtigen Glaubensbekenntnis in allen möglichen Dingen des Marktes. Und es ist nicht jedermanns Sache, sich einer Maschine mit Haut und Haar zu verkaufen.

### Die Werkleute

Unsere Organisation sei eine Maschine, bei deren Benutzung nach keinerlei Taufzeugnis, sondern nur nach der Fähigkeit, die Maschine zu gebrauchen, gefragt werden soll. Wer im Sinne der Werkleute wirken will, mag er sich bis jetzt als Außenseiter gefühlt haben oder nicht, der ist uns willkommen.

Wir verlangen von ihm nur Geschick, nicht Unterwerfung. In diesem Sinne veröffentlichen wir unsere Satzung:

### Satzungen der Werkleute auf Haus Nyland

1.  
Der Verein führt den Namen »Werkleute auf Haus Nyland« und hat seinen Sitz in Köln.
2.  
Zweck des Vereins ist: Leistungen auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft unter dem Gesichtspunkt ihres inneren Wertes zu fördern. Parteipolitischen und konfessionellen Bestrebungen steht der Verein fern.
3.  
Der Zweck soll erreicht werden:
  - a) durch Herausgabe der Zeitschrift *Quadriga*,
  - b) durch Sonderveröffentlichungen,
  - c) durch Vorträge und Ausstellungen,
  - d) durch wirtschaftliche Unterstützung.

4.  
Werkleute können werden: Einzelpersonen, Firmen und  
Körperschaften. Aufnahme erfolgt auf Anmeldung hin  
durch Beschluß der Werkleitung. [...]



*Der »Blaue Salon« auf Haus Nieland, Treffpunkt der Werk-  
leute-Vereinigung*

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
21. Februar 1913

Hochverehrter werter Herr Dehmel!

[...] In der Familie besitzen wir ein großes Landhaus mit Sälen, Gärten, Wiesen pp, das heißt, ein Junggesellenonkel ist der Inhaber, einer jener Stillen, Freien, Abgeklärten, denen Schicksal Stubensache, alles aber die Kunst bedeutet. Und dieses Haus soll das Stammhaus zu einer Kolonie von Geistesarbeitern werden! Dies ist das »Haus Nyland« bei Rheine in Westfalen, im liebsten Heidedörfchen der Welt. Wir rissen alle überflüssigen Ökonomiegelübde nieder und schmückten das Ganze zu einem stillen Idyll, darauf momentan eine Witwen-Tante Haushalt führt. Nun sind wir am Kapital sammeln (deshalb wüte ich hier beruflich unter den Mäulern einher!) und bin sparsam, geizig wie ein Filz. Ziehe selbst nach wenigen Jährchen als junger Rentier hin und will der erste sein, der seine Geistestätigkeit an diese Stätte knüpft. Der den letzten Pfennig dorthin vererbt.

[...] der Werkbund ist fast gegründet, Vorsitzender: Bürgermeister Rody aus Niederlahnstein. Justitiar: Notar Kirfel aus Homberg (mein zweiter Schwager), künstlerischer Beirat: Dr. Lüthgen, Kunsthistoriker aus Köln. Beitrag pro Jahr 10 Mark. Quadriga Vereinsorgan. So weit sind wir also: Landhaus vorhanden, Kapital schwillt, Zeitschrift gesichert, Parole: Industrie heranziehen!

Nun haben wir zunächst einen kühnen, aber vielleicht phantastischen Plan: im Sommer von Haus Nyland aus eine Einladung an bekannte Dichter ergehen zu lassen, dort auf einige Tage zusammen zu treffen. Wir dachten an eine Art von geistigem Bayreuth (letzteres Ihnen zwar unsympathisch, vide Theaterreform, Pagina 11, 12 ff zehnter Band Dehmel), dachten an ein Institut, wie es in Amerika bei Boston besteht: eine Pflingstwoche des Geistes, in der alle Bedeutenden sich treffen zu gemeinsamer Aussprache, sich kennen zu lernen, nach Art

und Sinn, einmal »unter sich« zu sein. Wir dachten, daß ein Zusammenschluß für unser Kulturleben von unendlicher Tragweite sein müsse und eine Art von Äropag würde, ein letztes Forum, eine Götterversammlung. Wie hätte das sein müssen, wenn zum Beispiel Vater Rabe mit seinem humorigen Bart in der Ecke gesessen und ein neues Kapitel vorgelesen hätte – und die erlauchten und erleuchteten Köpfe im Kreise bei Wein und Pfeifenwölkchen? Und so jedes Jahr einmal. Reporter ante portas!

Und wer später in der Stille schaffen will, aber keine Muße und Atzung finden kann – dort mag er in der Sonne liegen. Wer krank ist und wie Edgar Steiger öffentlich in den Zeitungen betteln muß – er wendet sich getrost an Haus Nyland und die Türe geht auf. Aber der Pöbel erfährt die Schande nicht.

So dachten wirs und an Opferwilligkeit und praktischer Erfahrung fehlt es nicht. Der Staat erschöpft sich in sentimental sozialer Fürsorge um Hinz und Kunz – die offizielle Wohltätigkeit ist ein umständlich peinlicher Apparat – Selbsthilfe!

Und sahen Sie wieder das geheimnisvolle Gesetz, daß Sie gerade mir die – Unterstützung der Kleiststiftung anboten? [...] Wir werden uns an alle betreffenden Organisationen wenden, bis ans Rockefeller Institut, Aufruf erlassen, Preis-ausschreiben pp. Die Jahresbeiträge ersetzen zunächst die Zinsen des Vermögens. So hätten wir Schöpferische und Unschöpferische zu gemeinsamer Arbeit vereint. Die Überschüsse der Quadriga fließen in den Bundesfonds. Konfessionelle oder politische Gesichtspunkte ausgeschlossen. Besonders begabte Kinder sollen auf diese ihre spezielle Veranlagung weiter gebildet werden; diese Abteilung nennt sich »Genie-Verein«, ihr Vorsitzender Dr. Jungbluth – Bonn.

Eine andere Seite der Werkätigkeit soll darin bestehen, große Monographien des Erwerbslebens zu begründen, wie der Artikel »Reklame in der Industrie« in Heft III es andeutet.

Ihr sehr ergebener Winckler



Richard Dehmel an Josef Winckler,  
24. Februar 1913

Wahrhaftiger Gott, Sie eiserner Prachtkerl [...].

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
3. März 1913

Lieber Sepp,  
anbei die beiden Briefe Dehmels zurück. Ich freue mich, daß es Dir und Deinem Können geglückt ist, diesen Mann so sehr für unsere Interessen zu gewinnen. Ich sehe aus diesem und vielem anderen, was sich in seiner Imponderabilität nur von Mund zu Ohr erzählen läßt, den sichersten Beweis dafür, daß unsere Quadriga ihren Weg machen wird, vielleicht nicht so rasch wie die Stimmung eines Augenblicks uns manchmal vorspielen möchte, aber doch sicher.

Paul Zech an Josef Winckler, 11. April 1913

Sehr geehrter Herr!  
Richard Dehmel hat mich auf Sie und Ihre Zeitschrift aufmerksam gemacht, die ich jetzt, von meiner Reise zurück vorfinde. Ich habe nur flüchtig durchblättern können und freue mich, daß ich in Ihren Sonetten ein geistiges Streben finde, wie ich es schon seit Jahren, leider ohne Erfolg versuche.  
Ich bemerke, daß ich lange in Duisburg, Ruhrort und Bochum als technischer Beamter gearbeitet habe, später kam ich ins Wuppertal als Redakteur, heute schlage ich mich schlecht und recht als freier Schriftsteller in Berlin herum.  
Ich lasse Ihnen anbei mein lyrisches Flugblatt »Das schwarze Revier« zugehen, das nur einen Teil jener Verse enthält, die ich für ein größeres Werk »Zwischen Rhein und Ruhr« be-

stimmt habe. Ich kann Ihnen nur die Titel hier anführen: Gießerei, Pumpwerk, Heimat, Kanalfahrt, Zeche, Hochöfen, Sohlenstauer, Dampfhammer etc.

Josef Winckler an Paul Zech, 17. April 1913

Sehr geehrter Herr Zech!  
Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre anerkennenden Worte und die Übersendung der Beiträge, die ich der nächsten Werkversammlung vorlegen werde. Bei dem bedeutungsvollen wirtschaftlichen Inhalt unserer Zeit, der Form gestaltend allen Problemen der Gegenwart zu Grunde liegt, begrüßen wir jeden, der ihn künstlerisch zu erlösen sucht.

Josef Winckler an Wilhelm Vershofen,  
Frühjahr 1913

Lieber Versoffen!  
Das Aufgehn in Dehmel könnte in der Tat eine Gefahr sein. Aber in ganz anderer Hinsicht, als Du glaubst. Lese ich seine Bücher, so empfinde ich immer wieder: Er ist ein Dichter aus der Vorzeit der Industrie! Daher gab er uns Zielke, der sproß aus seiner Empfindung.  
Ich las nun eben mit Isselmann alle Kritiken durch, die so über Quadriga erschienen sind und wir sahen es mit Evidenz: Nur das Positive hat uns Anerkennung gebracht, wie denn die jüngere Gegenwart durchaus optimistisch ist! Du sollst sehen: Heft IV (mit Lüning und Zielke) wird uns soviel schaden, wie die ersten nutzten. Man hatte positive Lebensgestaltung von uns erwartet – sieh nur die Notiz der Monisten pp. Deshalb muß unser ferner Bestreben sein: alle Satire pp möglichst auszuschalten.

Richard Dehmel an Josef Winckler, 11. Juli 1913

Lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!  
Sehr tüchtig ist das Heft IV Quadriga zusammengestellt; das  
wird wohl gewissen Leuten die Augen öffnen über Ihren  
vermeintlichen Byzantismus.

Aus »Eiserne Sonette« III

Weltmenschen

Startschuß! Hurra! Jachten in Luv und Lee,  
Barkassen, Brigg und Bark – schwankende Segel  
Gebläht, gebauscht, schneeweiße Wundervögel,  
Es pocht mein Herz, wir brausen durch die See.  
Der alte Nabob, eisgrau, hager, smart,  
Und hier ein Prinz in Bö und gischtgen Bögen,  
Dort Englishmen, als ob die Teufel flögen.  
Derby des Meers; Brisen steif und hart!  
Zähne fest, heut' gilt's den Welt-Pokal!  
Wir liegen platt auf Deck, ganz Gier, ganz Tier,  
Die nackten Arme brennen uns wie Stahl.  
Abends. Smoking, Sekt. Menüs.  
S. M. spricht – – Tanz, ganz Kavalier,  
Die schönen Damen sind bezaubernd süß.

Wenn dann in mächtigen Stühlen mit zu Rat  
In Generalversammlung am grünen Tisch wir sitzen,  
Rundum durch hohe Fenster Donnern und Blitzen,  
Der Werkpuls pocht, geschäftig klirrt der Draht,  
Und Millionen rolln und fliehn durch unsre Hand,  
Konzerne ründen sich zu neuen Saaten,  
Pläne wachsen auf und werden Taten,  
Die Börse steigt und fällt im ganzen Land – –

Dann schwillt uns Jungen, die in fernste Länder  
Wie Abenteurer, wie Pfadfinder zogen  
Bis an der Erde fabelhafte Ränder,  
Schwillt uns das Herz wie sieggekrönten Helden!  
Denn hinter uns staun sich der Völker Wogen,  
Krieg oder Frieden, wir finds, die sie melden!

\*\*\*

All-Gleichheit, schöner Pöbeltraum!  
Alter Schwärmer-Trost – trübe Narren-Lust!  
Des eignen Werts ist jeder mehr bewußt,  
Der Kräfte heilige Raserei will Raum!  
Gemildert, folgsam, wirst du mit uns groß,  
Doch gleich? – – Was er auch treib und tu:  
Jeder sein Teil, auch du formst mit, auch du,  
Jeder erfülle sein notwendig Los!  
Wir ehren auch dich – nach deiner Art:  
Ein Arbeiter im Stahlwerk fiel und schwand  
In glühend Erz, kein Odem kam heraus;  
Wir schmiedetens und gossens blank und hart  
Zum Block, und drin mit Hirn und Hand  
Steht er als Eisenklotz vor meinem Haus.

\*\*\*

Ich sehs euch an, ihr stammt aus Tannenwäldern,  
Von Polens Steppen: eure Augen sind  
So klar und weit von Sonne und von Wind.  
Und ihr da, ihr aus Hollands Tulpenfeldern,  
Ihr von Italien, von Kroatiens Heiden,  
Wo Asien herüberschaut – ihr sucht  
Hier neue Heimat? Ganzer Völker Wucht  
Wirft sich auf uns und wohnt in wimmelnd breiten  
Werkfronstädten fremd auf dem Grund, den blutend  
Einst unsre Väter gegen eure schirmten,

Als sie mit Schwert und Feuer uns bestürmten;  
Jetzt wieder naht ihr, alles überflutend,  
Doch nicht als Herrn. Wir schicken täglich euch,  
Schürfer des Lichts, in Plutos finstres Reich.

\*\*\*

Der Luxusdampfer braust im Ozean.  
Bei Lampions tanzen wie von Sinnen  
Perlenbehangne Amerikanerinnen  
Mit Milliardärs und Globetrottern Cakewalk und Cancan.  
Wölkchen Parfüm, Seeduft. Ein Gong klingt.  
Ballspiel. Schlendernd misch ich mich in Duft und  
Drängen.  
Die Stewards eilen auf rotsamtnen Gängen;  
Horch, unten im Salon die Diva singt.  
Der Luxusdampfer braust im Ozean,  
Schaumquirlend schleift er weit den Wellenkamm,  
Und Meergeschöpfe rudern sich heran,  
Lauschend der Musik, dem Tanz, der Lichterpracht.  
Hoch über alles spannt sich wundersam  
Blaue, laue Tropennacht.

An dunkelnden Alleen buntleuchtende Rabatten,  
Breaks, Daumonts, Hunde, lenkende Lakain;  
Ein Schwarm von Menschen flutet rings herein,  
Sonnenkringel gaukeln durch grüngoldne Schatten.  
Wärter bespritzen Rasen aus Hydranten,  
Schwarzamseln huschen; Großstadtkinder, schlank und süß,  
Trippeln mit feinen Beinen übern Kies;  
Schwarz, steif wie Mumien gehn die Gouvernanten.  
Von ferne brummt der Welt-Stadt Sausen dumpf herein,  
Spiegeln große Kuppeln grauer Kathedralen;  
Hier schwingen sich Schaukeln, Zelt-Terrassen strahlen,  
Und wie auf Land-Seen ruhig ziehen Schwäne.  
Rings Sonne, Kinder, Hunde, Breaks, Lakain;  
Schneeweiß aufhüpfend pudert die Fontäne.

\*\*\*

Wir lustwandeln im dunkelblauen Himmel  
Auf dem Astoria-Hotel, soupieren unterm Palmenhain.  
Über die Riesenstadt kreist, kreist des Lichtwerfers Schein,  
Tief unten brodeln des Broadways buntes Gewimmel.  
Schwindelnd finster rundum schauern  
Wahnsinn große Kolosse, Wand-Abgründe starrn,  
Türme sind unter uns, Hochzüge fahrn ...  
Hier oben schwärmt Musik und sanftes Lachen und Plaudern.  
Und wir verlieren aller Dinge gewohntes Maß,  
Wir werden still und schau'n hinaus –  
Der Pfirsich steigt im perlenden Glas ...  
Und rings die Sterne steigen, wie um einen Berg, um das  
gewaltige Haus,  
Weit draußen liegt, eben, tief, schwer,  
Das Meer.

Heiter, in freier, lichter Einfachheit,  
Mit buntgewalmtem Dach und Kupfertür,  
Lorbeer vor weißen Fenstern – wohnen wir,  
Bürger moderner Zeit;  
Wie ein Bergsturz draußen liegt die Kolonie  
Voll Volk,  
Volk,  
Wo die Arbeit schreit, wie nie sie schrie.  
Ein Sprengschuß rollt wohl weit von Jenseits her  
Um Mitternacht, und dann wirds still; es wehen  
Die Winde wieder sanft im Ulmenbaum,  
Der Mond bescheint des Giebels goldnen Knauf,  
Und nur der Vorhang regt sich wie im Traum ...  
Der Schlägel Klopfen dringt gedämpft herauf.

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
19. August 1913

Mein geliebter Dichtervater!

[...] Wenn Sie später mal das Quadriga-Archiv einsehen werden, muß Ihnen das Herz hochschlagen. Was die feinsten Köpfe von Ihnen denken, spiegelt sich in der Anerkennung wider, die man dem ›Dichter der Eisernen Sonette‹ allseitig entgegen bringt. Denn ohne Ihr offenes Wort würde man so nicht an uns schreiben! Bekannte Blätter bitten um »die Ehre, Beiträge erhalten zu dürfen, die wirklich ein Geschenk für sie seien« pp. Ich könnte nichts Besseres tun als Sonettfabrikant en gros zu werden, pro die 10 Stück! Für das ganze nächste Jahr liegen nun schon soviel Beiträge vor, daß es schwer ist, sie richtig unterzubringen. Ich wage zu behaupten: Jahrgang II wird eine Tat sein!!

[...] Schnell noch die Mitteilung, daß die »Kunstmappe« gesichert ist (auf dem Festtage der Monisten in Düsseldorf – sie pachteten für Eulenbergs »Dädalus« das Stadttheater – werden die Gedichte (von mir) jener Kunstmappe im Erstdruck erscheinen)

– daß 7-8 Maler sich vereinigen unter dem Namen:  
»Die Werkleute auf Haus Nyland.  
Gruppe: Die Maler.«

– daß bereits 2 Ausstellungen diesen Winter stattfinden  
– daß auch die Architektur sich angliedert: Gruppe: Die Baumeister!  
– daß Quadriga mit Bildern ausgestattet wird pp. Und für jede Gruppe ist ein künstlerischer Beirat gedacht, der Garantie bietet zur Echtheit und Ehrlichkeit. In Jena haben sich bereits Corporationen mit 40 Mitgliedern gemeldet – Bonn folgt im Winter nach. Möglichst breit soll der Bund verankert werden und alle Gebiete umspannen. Quadriga als Organ. In das Dehmel-Festbuch.

Josef Winckler an Richard Dehmel  
Moers, den 13. Oktober 1913

Lieber, großer, schöner, wilder Weltdichter Dehmel!  
[...] Ich sehe in diesem wüsten Getriebe, das sich wohl gar als Herrschaft der Technik über die Natur aufspielt, nur eine verdammenswerte Knechtschaft. Das materielle Instrument hat uns untergekrigt. Wir sind Sklaven der Maschinen geworden, und was produzieren sie mit all ihrer Hast? Schund und Tand! Wer könnte diese öde Kultur des Drahtes an und für sich verherrlichen? Nur Mittel solle sie sein, Werkzeug zu einem höheren Werk. Ich suche hinter all diesem »Großbetrieb« die beseelende und begeisternde Triebkraft, die uns hinaushebt über das Industrielle. Die Hinterlassenschaft unfrei Zeit wird der Nachwelt armselig vorkommen, wenn wir keine Symbole ewigen Lebens schaffen. Die Phantasie muß wieder frei werden – die mythisch zeugende Einbildungskraft, die das Maschinenzeitalter geknebelt hält mit seinen bizarren, technischen Apparaten; die werden einst nichts als altes Eisen sein. [...] Der Dichter ein Herold der menschlichen Werdekraft! Wieviel Verantwortlichkeit und Selbstzucht, wieviel Selbstentsagung und Demut spricht aus diesem stolzen Wort; daß keiner nur im selbstgefälligen Spiel schöner Hinterweltsträume sich vergeude oder im Täglichen, Zufälligen sich begnüge! Dichten heißt Gerichtstag halten über sich, sagte Ibsen. Die alle Priesterschaft wieder übernehmen, denn im Anfang war der Priester und Dichter eins. Bis dem Priester das Herz erkaltete und in verjährten Formeln und Dogmen erstarrte, sodaß die unfruchtbare Kaste entstand, während der Dichter immer aufs neue aus Gottes Geist geboren wird und so stets die Gegenwart in den Sinnen und die Zukunft in der Seele trägt. Was hat heute die Kirche noch mit der Kunst zu tun? Damm flutet die tiefste religiöse Sehnsucht unserer Zeit zur Kunst zurück und sucht neue Einheit und Gleichheit, strebt nach dem »Ewig Vor« bildlichen«.



Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
2. November 1913

Lieber Sepp!

[...] Daß ich damit nicht nörgeln will, magst Du daraus erkennen, daß der Tag, wo die Mappe [gemeint ist die Kunstmappe »Industrie« mit Lithographien von Ernst Isselmann und Radierungen von Franz M. Jansen sowie Gedichten Wincklers] hier eintraf, ein Festtag erster Ordnung für mich war. Ich habe mich über dieses Werk gefreut wie ein Kind, über die Typographie, über die Gedichte, über die Radierungen und vor allen Dingen über Isselmanns Lithographien, die mir (einem Kenner der Impressionen jener Gegend) am meisten zu sagen wußten. Darunter sind Zeichnungen, die mir zeitlebens das Liebste bleiben werden, was ich an graphischer Kunst kenne. Auch unter den Radierungen sind Blätter, die immer wieder hervorgeholt werden wollen. Und einem auf moderne Technik als Modesache Eingeschworenen werden sie vielleicht noch besser scheinen wie Isselmanns Lithographien, die natürlich durchaus nicht weniger modern sind. Ich kann mir den Luxus gestatten, unbekümmert um Mode meine Meinung zu bilden und da gebe ich Isselmann den Preis. Der Mann hat Kraft und Schmiß und Auge und Phantasie, ist großzügig bis in die Fingerspitzen und offenbar von Theorien nicht angekränkelt, gesund und rund: eine Persönlichkeit.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
14. Dezember 1913

Lieber Sepp,

[...] Übrigens wenn Du Geld zu viel hast, dann stifte es in diesem Jahrgang nicht für weitere Kunstblätter, sondern für Annoncen. Durch die paar Annoncen, die der Verlag nun wieder auf meine Veranlassung beim Dehmelheft aufge-

geben hat, hat sich unser fester Verkauf ganz erheblich gehoben. Mehrmals in der Woche gingen bis jetzt anständige Stöße Quadriga in den Buchhandel. Festbestellt. Auch in der Beziehung zieht die Geschichte an.

Josef Winckler an Wilhelm Vershofen,  
16. Dezember 1913

Mein lieber Prachtversoffen!

Das Heft wird fürstlich!  
Steh' auf, mein Genius,  
Deine Stunde ist da –  
Halleluja!  
Gieb der Welt den Götterkuß,  
Schüttel' Welten aus Deinem Überfluß –  
Halleluja! Halleluja!

So fängt Atlantis an. Nun aber stellen wir eins fest: Wir sind nach einem Jahre der Quadriga in den großen Kreis der Erlauchten eingedrungen. Die besten Geister der Nation halten es nicht unter ihrer Würde, ihren Namen in unsre Hände zu geben. Der größte Lyriker der Welt ist unser bester Freund geworden! Der größte Mäcen (Heymel) kommt uns mit glücklichen Augen entgegen! Und gibt Namen + Verbindung her! Langen prüft Dein Epos und berechnet nur noch seinen praktischen Vertrieb. Der Insel-Verlag (Heymel) nähme meine Sonette sofort und bedingungslos!

Was wollen  
wir  
noch mehr?

Sind wir nicht die heimlichen Ungekrönten unsrer Nation? Dürfen wir zwei Kerle, die das über Nacht aus dem Boden stampften, nicht einander stolz die Hand drücken? Und Du

gründest gar unterdessen noch Fabriken! Kolossal! Das ist wie Shakespeare!

Amen!

## Literatur und Kultur

Wenn eine spätere Zeit versuchen sollte, sich aus den literarischen Erzeugnissen unserer gegenwärtigen Epoche ein Bild der Kultur um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts zu entwerfen, so würde sie ohne Zweifel vor einem seltsamen Zwiespalt stehen. Sie weiß von einer staunenswerten Entwicklung der Technik und der Weltwirtschaft, die Knaben lernen Namen wie Siemens, Slaby und Zeppelin schon auf der Schulbank, die tiefgreifenden sozialpolitischen Umwälzungen grade dieser Periode erscheinen in das Bewußtsein Europas tiefer eingegraben als das Gedächtnis irgend welcher Feldzüge und Schlachten, und natürlich erwartet man von dem allen in der Literatur eine Spur zu entdecken. Der einer späteren Epoche angehörende Beobachter wird auf das höchste erstaunt sein, nichts davon zu finden. Whitman, Verhaeren, Zola, Dehmel, vielleicht auch Alfons Paquet, haben den brausenden Atem einer neuen Zeit geahnt, aber sie stehen einsam da, und Hunderte von Meilen trennen sie von dem lebendigen Bewußtsein der Nation. Was Gemeingut des Volkes sein sollte, bleibt auf einen kleinen Kreis von Ästheten und literarischen Feinschmeckern beschränkt, und an der Oberfläche unseres geistigen Lebens schwimmt ein trüber Strom geist- und idealloser Familienblattliteratur. Es ist seltsam, sehr seltsam: die kühnsten Träume der Vergangenheit gewinnen Leben, der Mensch erobert die Luft und die Erde öffnet sich, um ihm ihre Schätze zu Füßen zu legen, neue Formen des wirtschaftlichen Lebens bilden sich heraus, Kapital und Arbeit ziehen sich bald an und stoßen sich bald wieder ab, eine Fülle erregender und grotesk-erhabener Phänomene rollt in einem unerhörten Rhythmus vor dem erstaunten

Auge vorüber – und die Literatur fährt ruhig fort, Hans und Grete miteinander zu verkuppeln, weidet sich an dem alten trauten Familienblattklatsch und schließt sich gegen den stürmischen Lebenshauch einer machtvoll emporstrebenden Zeit hermetisch ab. Gewiß, Mittelmäßigkeit gab es, gibt es und wird es überall geben, und die Tatsache, daß der intellektuelle Mittelstand sich nur schwer über das Niveau der ihm von Natur naheliegenden Interessen, wie insbesondere Erotik, Familie und Gelderwerb zu erheben vermag, ist weder neu noch erregend. Aber zu allen Zeiten hat es über dieser Mittelschicht noch eine Oberschicht des Geistes gegeben, einen geheimen Bund freier, starker und tapferer Geister, die einen schaffend, die anderen im edelsten Sinne empfangend. Welch eine jammervolle Enge aller äußeren Lebensverhältnisse vor hundert Jahren! Und dabei: die höchste Blüte, der herrlichste Überschwang, den die deutsche Kultur jemals erreicht hat. An einer solchen, ins Breite und Tiefe wirkenden Oberschicht fehlt es heutzutage, und dieser Mangel ist um so augenfälliger, als durch die eben bereits angedeuteten Umwälzungen ein ganz neuer und besonderer Boden für die Entwicklung einer eigenartigen, zugleich sozialen wie individuellen Kultur geschaffen worden ist. Es scheint aber, daß der moderne Durchschnittsmensch die Werte der alten Kultur verloren hat, ohne sich die der neuen irgendwie anzueignen. Die ungeheure amerikanisierende Ausdehnung aller Lebensverhältnisse, das gewaltige Atemholen des riesenhaften industriell-technischen Wirtschaftskörpers, das phantastische Tempo der wirtschaftlichen und mechanischen Entwicklung: das alles verblüfft den Menschen anstatt ihn zu beleben, und offenbar müssen wir Kinder der neuen Zeit es erst lernen, uns dem Hochdrucke der Luft unserer Epoche anzupassen, unsere Glieder an den neuen Ufern im Lichte eines neuen Tages ohne Scheu und Verlegenheit zu regen. Die Maschine hat uns überholt: wir müssen sie wieder einholen, der Schöpfer muß sein Geschöpf, das über ihn selbst herausge-

wachsen ist und ihn nun durch die Gewalt seines Wirkens fast zu Boden wirft, aufs neue bezwingen, und die technische Kultur mit all ihrer gewaltigen Erhabenheit muß sich zu einer menschlichen umwandeln, wenn sie ihre höchste Vollendung erreichen will.

Von all diesen Konflikten, die nach dem gestaltenden und sprachbegabten Künstler rufen, ahnt unsere moderne Dichtkunst so gut wie nichts. Sie ist einerseits Familienblattliteratur im peinlichsten, andererseits Ästhetikliteratur in einem ebenso unerfreulichen Sinne geworden. In jener überwiegt die behaglich breite Erotik, in dieser eine nicht selten interessante und mit artistischer Eleganz ausgestattete, innerlich aber hohle und unfruchtbare Psychologik, die sich von der Größe und Kraft des wirklichen Lebens gleichfalls durchaus entfernt hält. Es bedeutet schließlich keinen allzu wichtigen Unterschied, ob man sich auf die seidene Polster Dorian Grays oder in die mit Häkelarbeiten und Brennarbeiten geschmückte gute Stube des deutschen Kleinbürgers zurückzieht. Die große Gefahr liegt zweifellos in der Richtung der Familienblattliteratur, weil diese eine dem Ästhetizismus von vornherein versagte Ausdehnung und einen gar nicht hoch genug einzuschätzenden Einfluß auf das Denken weitester Kreise zu gewinnen pflegt. Dieser Einfluß ist gradezu heutzutage besonders bedenklich, denn infolge der an das Groteske streifenden Vermehrung der Zeitungen und Zeitschriften und der verhältnismäßigen Wohlfeilheit auch der Unterhaltungsliteratur bilden die zu ihr gehörigen Produktionen die alleinige geistige Nahrung breiter Schichten, ja der entschieden Mehrzahl der Bevölkerung. Der Schade in ästhetischer Beziehung, die völlige Verderbnis des Kunstgeschmackes, den diese Literatur anrichtet, ist ein Kapitel für sich: hier soll nur von der Schädigung des menschlichen Empfindens, von der Abtötung der biologischen, der rassefördernden Eigenschaften des Individuums gesprochen werden, die dieser Literatur zur Last fällt. Es ist im Grunde doch nicht

gleichgültig, was der Mensch liest, und Männer, die ihre geistige Erholung ausschließlich in den seichten Erzeugnissen weiblicher Federn suchen, die sich an den Familienkonflikten der Geschlechter Müller und Schulze erquicken, anstatt große Schicksale und Zusammenhänge zu betrachten, die müssen allmählich auf einen immer tieferen Standpunkt herabsinken. [...] Nichts dergleichen wie »Klatsch für Klatschweiber« oder »eine Literatur wie von Kupplern für Kuppler«? Diese Literatur ist es, die sich unserer kulturellen Entwicklung als ein dauerndes Hemmungsmoment entgegenschleibt. [...] Das feste Land der gemütvollen Familien- und Liebesgeschichten muß verlassen, ein neues, kaum in seinen Umrissen sichtbares Land, das eigentliche Land unserer Zeit, muß erspäht und erobert werden. Gustav Freytag sang das Hohelied der Arbeit, wie es seiner Epoche entsprach. Wird niemand die neuen Töne eines neuen Liedes finden und die reichen Inhalte einer kühn und zu den höchsten Sternen emporstrebenden Zeit in organische Formen gießen? Es ist immer eine mißliche Sache, Weissagung in Dingen der Kunst zu treiben und die Möglichkeiten der Entwicklung abzugrenzen. Das aber wird man sagen dürfen, daß unsere Zeit sich aus der Enge und Öde der Familienblattliteratur heraus nach einer ihr wahrhaft entsprechenden, sie in ihrem Reichtum, ihren Kämpfen und Zweifeln widerspiegelnden Kunst mit aller Leidenschaft sehnt, daß wir alle, die wir in ihr leben, nichts sehnlicher wünschen, als die zersplitterten künstlerischen Kräfte, die sich auch heute überall regen, zu einer großen organischen und notwendigen Einheit zusammengefaßt zu sehen. Das ist die Sehnsucht unserer Epoche, die sich nach der Erlösung durch die Kunst sehnt. Und wann hätte einer aufrichtigen Sehnsucht noch jemals dauernd die Erfüllung gefehlt?

## Zwischen den Tempeln Vulkans

Sieben Stunden Bahnfahrt westwärts. Durch märkische Heide, sächsische Kornfelder und Westfalens Eichen. Wann war es doch, daß man diese tumultöse Donnerstrecke schon einmal gefahren war wie in einem schweren Fieber? Jünger war ich und vollgepumpter mit Ahnung, Zukunft, Golderwerb und Abschiedstränen. Was sich ereignen würde: Mutterwunsch und Vatersegen, stand ungewiß hinter Schleiern wie die Kontur der vorüberdrehenden Landschaft hinter dem qualmenden Auswurf der Maschine, die Kilometer um Kilometer fraß.

Sieben Stunden Bahnfahrt. Und nun steht man blaß, klein und gefühllosfern auf dem Bahnhofsvorplatz. Die Menschen, die vorüberhuschen, haben versteinte, unmaskierte Gesichter. Frauen und Männer vorübergewirbelt in gleicher Hast. Energie in Arm- und Beingelenken. Ihre Kleidung ist ohne Wohlgeruch, zweckmäßig und den fiebernden Bewegungen zugeschnitten. Und jede Bewegung scheint von einem Uhrwerk beflügelt. Unsichtbarer Druck aus Urweltstiefen. Ein Magnetismus ist Ton, Farbe und Geste. Raselnder Spannung entgegen schnellt der Werktag. Menschen sind wie Marionetten an Drähten, die ein Medium befigert. Und immer ist hier Spannung, Bewegung und Werktag. Schwarz und schmal springen die Straßen vor. Oben ist ein Band von grauer Florseide gezogen und heißt Himmel und Wolkenfracht. Von den Giebelkanten langweiliger Häuser fällt Wind herab und dringt wie Dampf erhitzter Teerkessel in die Lungen. Rußatome schwirren wie Insekten und setzen sich fest und unverwischbar auf das Weißvorspringende der Leibwäsche.

Und je tiefer man zum Mittelherzen der Stadt vordringt, weiten sich die Ohren unbekanntem dumpfen Geräuschen entgegen, die wie Brandung dunkel verdonnern. Man ahnt die Nähe eines Hafens mit unzähligen Dampfern, Baggern, Kränen, Rollschienen, zackigen Kais. Und das langgezogene

Heulen einer Dampfsirene bestärkt die Ahnung. Aber ich weiß: hier ist nichts von Wasser, Mast und Auswanderergebrüll.

\*\*\*

Hinter den letzten Häusern, die griesgrämig den Zickzacklauf der Straßen bewachen, ragen plötzlich gigantische Felsen wie Tafelberge am Kap. Millionfach verschlungene Drähte zerschneiden den Himmel, der tief herabfällt und nur um einen Schein Heller aufstrahlt als die gebirgige Masse.

Das Brausen hat die Stärke eines massiven Orkans angenommen und weht unaufhörlich weiße Rauchfahnen flatternd empor. Wie Seidenbanner in Prozessionen wogt das mähnige Schwadenspiel und schart sich unablässig um die Kuppel eines Domes. Ist denn dieser ungeheure Rundbau von zierem Stahlfiligran umschleiert nicht ein Dom? Dieser Gasometer, der mit achtzig Metern den Himmel auf riesigem Nacken empordrückt? Und aus der Tiefe recken sich Schachtgerüste, Fördermaschinen, Schornsteinspitzen: Cyclophenarme empor wie Beter. Altäre mit breitschwelenden Brandopfern beladen scharen sich um das Geläut, das aus flachen Kavernen rhythmisch aufquillt. Aus einem blinkenden Geschwirr von metallnen Tressen an Monumentalbauten, Kabelmasten und Seilbahnen pfeift Orgeln fanatischer Messen. Und die Paternosterwerke, Kokereien und Pumpanlagen schwingen unaufhörlich die Weihrauchfässer. Armdicke Röhren speien gelbes Wasser aus fünfhundert Meter Tiefe emporgehoben. Durch diese perverse Litanei schwärzester Baalsdienste schlängelt sich zaghaft der gesalbte Weg: zeuch aus deine Schuhe ...

\*\*\*

Nun ist die achte Tagesstunde. Der aufgespeicherte Sonnenbrand prallt flimmernd von den penetrantrotten Häu-



sern und jagt in grauen Trichtern durch die Straßen. Aus allen Torbögen winden sich Lavaströme von Menschen und rotten sich zusammen. Die Bahnen schneiden wutgehetzt dazwischen, überstürzen und balgen sich in den Weichen und rennen verstört in alle vier Winde mit gellenden Glockensignalen.

Die Gewerke liegen bis an die Nasenspitzen im Strom der Schattenstürze. Zuweilen rast über einen Hügelracken die wilde Jagd roter Flammenschauer und umströhnt zahllose Fronten. Winzige Arbeiterkolonien kriechen auf Schneckenspuren tief ins Gebirge und ducken sich gepreßt.

Da flammen an nadelspitzen Ständern die Lichter auf. Fliegen rauschend empor wie ein weißer Taubenschwarm. Kreisen endlos durch den Horizont und setzen sich müde auf niedrige Gehäuse. Verliebtes Surren und Gurren sucht Wind und verschwistert sich mit dem Getöse der Dynamos, die ruhig weitermahlen.

Von Ost und West, Nord und Süd schwirren Dimensionen aller Energien herbei. Zittern läuft durch alle Kanäle der Stromzuleitungen wie Kreislauf durchs Geäder und mündet tausendfädig im Prunksaal des Stahlgottes Vulkan.

Blendende Weiße weitet den Raum. Auf schwarzpoliertem Thronessel gebietet der eine, dem alle fünf Erdteile untertan sind und vor ihm tanzen im Blut millionenlang hingeflossener Jahre. An den Wänden hocken stumm wie Mechanoplastiken die Mütter neuer Äonen. Durch ihre aufgerissenen Augen sticht Strahlung von X und Y und weitet Sensationen imaginärer Horizonte, metaphysische Perspektiven.

\*\*\*

Und jenseits des Stromes: wer wagt noch von Nacht und Tod zu raunen, wenn plötzlich hergeweht vom Kirmesplatz das dünne aber spitze Lied einer Operette aufblüht über Jungvolk, das auf niedlichen Pferden, Tigern, weißen Ele-

fanten in den Himmel reitet? Und die hinter vergitterten Fenstern hoch oben im Giebel einer vierstöckigen Mietskaserne schweigend das Brot brechen, ahnen sie nicht in der Unruhe vitaler Blutströmungen die mystischen Schauer der Ernten tief unten auf den schwarzblitzenden Feldern der Kohlenflöze?

Und drüben im Werk rüstet sich die Nachtschicht zur Seilfahrt. Schnellen hinab und schwärmen aus. Und wenn das scharfe Pink-Pink der Spitzhacke tönt und die Eisenschaufel durch losgehauene Quadern schurrt, mag mancher einen Entschluß fassen. Mit zusammengebissenen Zähnen und grimmigem Lachen. Platzen sie nicht wie zertrümmert von innen herauf, wenn sie plötzlich wissen, daß zur selben Stunde droben im Schauhaus aus rotgeschundenen und schwarzerfetzten Gliedern ein infernalisches Jubilat gen Himmel steigt, von Posaunen des Weltgerichts schaukelnd getragen? Tötet der Reflex des Wissens in ihr Gefühl nicht alle Fasern der Nerven? Sind sie Überwinder, Starke, Glückliche, Tänzer und ewig Fiebernde im Rausch des Wissens?

Mein Wille, mein ewig gehetzter und verletzter Wille jagt auf und nieder bis zu jener Stelle hin, wo die Erkenntnis dieser vierten Kaste wie eine abgestreifte Körperhülle lustig im Wind baumelt. Und das Leben spricht lautlos bejahend. Es hat die Technik des Endens erprobt. Fern aber donnern die Geschütze einer neuen Schlacht. Aus Mondgebirgen tropft Schwefel und entzündet alle Kuppen.

\*\*\*

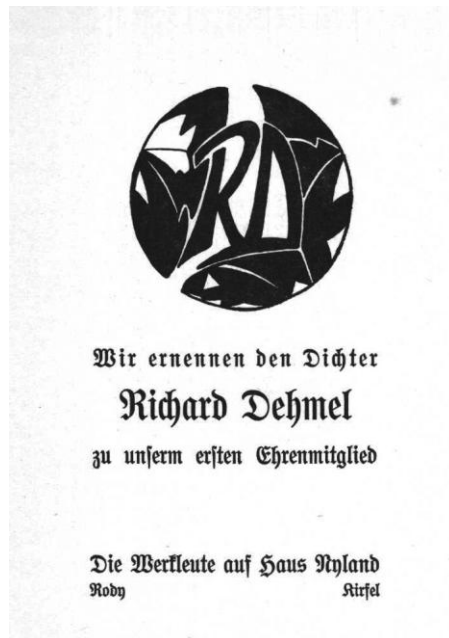
Der Himmel schält sich aus violetten Dämpfen und brennt in einem einzigen purpurnen Ton. Wie der Blutschrei eines Mundes in heißer Frühlingsnacht mörderisch von bösen Verführungen gezeißelt. Und der Mond friert fest an der Kuppel des Gaswerks, die sich immer höher in den Brand der Fiebersünste schiebt.

Kanäle, mit unzähligen Edelsteinen bestickt, brechen züngelnd in die Straßen. Brücken schwanken schwarz, und jede ihrer hitzigen Bewegungen dampfen, kochen, läuten und kreischen sieghafte Lachen. Und der Ruß regnet und klatscht auf die Wellblechdächer. Die Hochöfen stehen mit dicken Kürbisköpfen in der ausgerollten Landschaft. Von ihren offenen Schädeln springen die feurigen Atemzüge wie Kometen hin- und hergeschneit. Und die unsichtbaren Türme geben Zeichen, die niemand deutet. Aber der lange Pendel von Berg zu Berg schwingt über das eingesargte Tal und schneidet Stunde um Stunde, Monde und Jahre vom abrollenden Band der Zeit mit gleichgültiger Gefräßigkeit.

\*\*\*

Und du, der du hinüberschreitest müde und abgehetzt von den angestrengten Nervenzuckungen des Schauens, träumst vielleicht von Steppen, über die ein Feuer fegt und Zugvögel jagt, Büffelherden und Indianer. Du bist Seefahrer vielleicht und Entdecker, Krieger, Trapper, Ballonführer und Sieger im Aeroplan. Hast mit einem Häuptling auf Neuguinea Blutsbruderschaft getrunken, warst Finanzminister des Dailame und hast den Gral gesehen, bis alles in einer Dampfwolke verschwand, die, Mündung millionenfach verschlungener Ströme, aufstieg aus den siebenzig mal sieben Tempeln Vulkans. Und das Schmerzen der Wüste ist nicht mehr. Und die ersten Ahnungen des Frührots stiegen auf: Erlösung der Arbeit, ihre jubelnde Befreiung aus den Krallen des Lindwurmes Not und ihre Erhöhung auf den Altären der neuen Religion: Wir sind! In Schenken an unteren Häfen, wo Maschinisten die Wut von acht durchhetzten Stunden in Fusel löschen und mit kleinen Mädchen den Schritt himmlischer Genüsse proben, endet vielleicht deine Fahrt aus Leben in Traum und Sternenschimmer. Und du hast ein Herz aus Fleisch und bist Bein von ihrem Bein. Du hörst Töne eines Spiels und die unge-

weinten Tränen aller Kontinente klingen darin und umnebeln dich stund- und stundenlang. Ihrem Wissen sträubt sich kein Tor und die Labyrinth des Blutes richten sich aus: diese Reise war mir Flucht und Erscheinung zugleich. Und dann steigt man die unsäglich nüchternen Treppen des Gasthofs empor. Die Fenster müssen auf. In der Ferne formt sich die klumpige Silhouette der Stadt. Und hoch darüber ragt riesengroß ein ausgeglühter Schlackenberg. Er ist schwärzer als die Nacht und sein gewölbter Rücken trägt den Horizont, trägt ihn bis in das Schlafgemach und läßt ihn breit auf deine unregelmäßig atmende Brust fallen: Alb und Magie.



*Aus »Quadrige«*

Richard Dehmel an die »Werkleitung auf Haus Nyland«, 21. November 1913

Verehrte Werkleitung!

Ich danke Ihnen von Herzen für die große Freude, die Sie mir mit der Ernennung zum Ehrenmitglied Ihres Bundes bereitet haben, gar zum ersten Ehrenmitglied. Ich sehe in Ihrer Vereinigung ein Wahrzeichen für die menschlich wertvollsten Triebkräfte unseres Volkes, – und daß Sie mich für würdig halten, unter diesem Zeichen an hervorragender Stelle zu stehen, darauf darf ich stolz sein, auch wenn ich es nur als Anerkennung meines guten Willens auffasse.

In Demut aber hoffe ich, daß es mir noch vergönnt sein wird, meine Zugehörigkeit zu den Werkleuten auch durch die Tat zu bekräftigen.

Ergebenst

Ihr Dehmel.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 8. Mai 1914

Lieber Sepp,

[...] Kommen wir zum Inselverlag, dann muß das erste Heft groß werden. In der Linie Kunst und Industrie, auch gute Prosa enthalten, das wünscht Kippenberg ausdrücklich.

Aus dem Zyklus »Dampforgel und Singstimme«

### Der Briefbeutel

Träge schwimmt die Straße in den Abend.  
Radfahrer klingeln,  
Ein Droschkengaul prustet trabend,  
Straßenlang übergießen, umzingeln  
Lichter die Abendgänger.  
Die Straße tönt weicher und bänger.

Drüben am Hause klappt ein Postradfahrer  
Den Briefkasten zu.  
Wirft den Beutel mit Feierabendruh  
Auf sein Rad.

Mensch! Du! Du!  
Du Schicksalsbewahrer!  
Du Weltbote der Stadt!  
Siehst du nicht, wie der Beutel schwillt,  
Wie er quillt, wie er quillt?  
Ein Brandbrief lodert in ihm auf,  
Ein Liebesbrief schreit rot und geil,  
Ein Händler ladet ein zum Kauf,  
Ein Schuft hält seine Ehfrau feil,  
Ein Erpresser der Schwarzhand droht,  
Einer schließt ab auf tausend Stück Brot,  
Einer knüpft sich um den Hals ein Seil,  
Ein Neugeborener kräht und strampelt, krebsrot,  
Eine Mutter, eine Mutter ist tot –

Ich kann dies Wirbeln nicht fassen, –  
Und du, du trödelst da so gelassen!  
Mensch! du bringst in alle Türen  
Freudeschüren  
Oder totschreren Sinn!

Um dich herum gärt Geld-Leiberkampf,  
Um dich stürzt alles Schicksal hin!

Klingelnd radelt der Bote stadthin,  
In den Straßendampf –

### Auf der Straßenbahn

Wie der Wagen durch die Kurve biegt,  
Wie die blanke Schienenstrecke vor ihm liegt:  
Walzt er stärker, schneller.

Die Motore unterm Boden rattern,  
Von den Leitungsdrähten knattern  
Funken.

Scharf vorüber an Laternen, Frauenmoden,  
Bild an Bild, Ladenschild, Pferdetritt, Menschenschritt –  
Schütternd walzt und wiegt der Wagenboden,  
Meine Sinne walzen, wiegen mit!:  
Voller Strom! Voller Strom!

Der ganze Wagen, mit den Menschen drinnen,  
Saust und summt und singt mit meinen Sinnen.  
Das Wagensingen sausebraust, es schwillt!  
Plötzlich schrillt  
Die Klingel! –  
Der Stromgesang ist aus –  
Ich steige aus –  
Weiter walzt der Wagen.

## Lokomotive

Da liegt das zwanzigmeterlange Tier,  
Die Dampfmaschine,  
Auf blankgeschliffener Schiene  
Voll heißer Wut und sprungbereiter Gier –  
Da lauert, liegt das langgestreckte Eisen-Biest –  
    Sieh da: wie Öl- und Wasserschweiß  
Wie Lebensblut, gefährlich heiß  
Ihm aus den Radgestängen: den offenen Weichen fließt.  
Es liegt auf sechzehn roten Räder-Pranken,  
Fiebernd, langgeduckt zum Sprunge  
Und Fieberschweiß stößt röchelnd aus den Flanken,  
Es kocht und kocht die Röhrenlunge –  
Den ganzen Rumpf die Feuerkraft durchzittert,  
Er ächzt und siedet, zischt und hackt  
Im hastigen Dampf- und Eisentakt, –  
Dein Menschenwort wie Nichts im Qualm zerflittert.  
    Das Schnauben wächst und wächst –  
Du stummer Mensch erschreckst –  
Du siehst die Wut aus allen Ritzen gären –  
    Der Kesselröhren-Atemdampf  
Ist hochgewühlt auf sechzehn Atmosphären:  
Gewalt hat jetzt der heiße Krampf:  
    Das Biest es brüllt, das Biest es brüllt,  
    Der Führer ist in Dampf gehüllt –  
Der Regulatorhebel steigt nach links:  
Der Eisen-Stier harrt dieses Winks!  
    Nun bafft vom Rauchrohr Kraftgeschnauf:  
    Nun springt es auf! nun springt es auf!  
Und ruhig gleiten und kreisen auf endloser Schiene  
Die treibenden Räder hinaus auf dem blänkernden Band,  
Gemessen und massig die kraftangefüllte Maschine,  
Der schleppende, stampfende Rumpf hinterher –  
Dahinten – ein dunkler – verschwimmender Punkt –  
    Darüber – zerflatternder – Qualm –



## Alles zu Allem

Es wächst und wächst das Eisen-Netz  
Der parallelen Schienen,  
Nach der Entwicklung Muß-Gesetz  
Kommt über Brücken, Minen,  
Zug um Zug in Dampf!

Es pflügen Dampfer mehr und mehr  
Die Flutenwege offen.  
Der Dock-Schoß wird von Kielen leer:  
Vom Vorwärts-Drang getroffen  
Kommt Schiff um Schiff zum Meer!

Es wächst vom Boden Turm um Turm:  
Fabriken, Haus, Kaserne,  
Es wühlt und wühlt der Straßenwurm  
Den Asphaltweg zur Ferne:  
Kommt langsam Stadt zu Stadt!

Ein Menschenstrom wälzt breit und breit,  
Bewehrt mit Axt und Pfosten,  
Durch Wasser, Land und Land und Zeit,  
Von Süd nach Nord, von West nach Osten:  
Kommt einend Mensch zu Mensch!

Und Quell wird Fluß, und Fluß wird Bord:  
Und jede Stunde: Fahrzeit,  
Und Meer wird Land, und Land wird Ort:  
Und Kind wird Mann und Arbeit:  
Kommt Alles und Alles zu Allem!

## Dreizehn Jahre alt

Wie du im Abendqualm  
So einfältig an mir vorübergehst  
Tauchst du in meinen Gleichmutblick den deinen –  
Den deinen,  
Der in dem mageren Gesicht wie eine Frage,  
Wie feuchter grauer Schimmer schwimmt –  
O unbewußte Mädchenklage –  
Dein Auge fragt – dem Auge glimmt –

Du hast so sehnsuchtmagere Glieder,  
Du trägst noch zopfgeflochtene halbe Kinderhaare,  
Du hast so aufgeschossene Glieder,  
Du bist wohl dreizehn Jahre alt – schon dreizehn Jahre  
Du trägst das blaue gepunktete, kurze Kleid  
Aus Waschkattun,  
Du gehst in lächerlichen Kinderschuh'n –  
Du steckst noch ganz in Kindlichkeit,  
Doch dein Auge – dein Auge allein ...

Doch gehst du wie in trüben Bängen,  
Doch gehst du so befangen –

Ich weiß es weht der Frühjahrswind –  
Die Luft ist dunstigblau, blütenlind –  
Du möchtest gern dich selbst erlösen –

Geh weiter – weiter, kleines, blasses Kind

## Seele!

Straßenbahnschienen klirren,  
Hundert Menschen umschwirren,  
Fabriken umrauschen dich,

Im Ohre gellt dir: – Messerstich,  
Geschäft, Diebstahl, Geld, Brand –  
Wände stürzen über dir ein:  
Du verkümmerst, wirst klein und gemein!  
Hinaus!  
Hinaus aufs Land!

## Herbst

Um die Großstadt sinkt die Welt in Schlaf.  
Felder gilben, Wälder ächzen überall.  
Wie Blätter fallen draußen alle Tage,  
Vom Zeitwind weggeweht.  
Die Stadt weiß nichts vom bunten Aufschrei der Natur,  
Vom letzten aufgepeitschten Blätterwirbel,  
Die Stadt hört nicht von Berg und Stoppelflur  
Den trauergrößen, herben Schlafgesang.

Ob Ebene und Wald in welches Sterben fallen,  
Ob draußen tost Vergänglichkeit,  
Im Stadtberg brüllen Straßen, Hämmer hallen:  
Die Lärmstadt dampft in Unrast ohne Zeit.

Ich weiß: ich bin ein Leben!

Über Wiesen, die am Stadtrand liegen,  
Geh ich mit erfreuten Sinnen hin,  
Drosseln schnärren – Wolken fliegen –  
Im Sausewinde rauschen, biegen  
Sich die Hecken – grüne Gräser wogen, wiegen –  
Und es schnärzt und saust und rauscht und wiegt in  
meinem Sinn:  
Ich weiß, ich bin, ich bin!

Drüben von den hohen Schornsteintürmen flattern  
Qualm-Fahnen über meine Lärm-Stadt hin:  
Menschenvolle Straßenbahnen rattern  
In der Ferne, Automobile knattern  
Hart vorbei: es stampft und walzt in meinem Sinn:  
Ich weiß, ich weiß, ich bin!

Aus Lärm und Laub, aus meinem Schritt, aus  
Wolkenschweben,  
Aus Millionen Wesen, die mich Mensch umgeben:  
Verströmt ein frohverwandtes Aufwärtsheben,  
Verströmt mir sausend in den Sinn:  
Ich weiß, ich bin mit euch ein Leben!  
Ich weiß, ich weiß: ich bin! ich bin!

Von nun ab geh ich durch die Häuserstraßen-Enge,  
Die übertoll von Schritten, Hufen, Straßenbahn-  
Gebimmel,  
Von nun ab geh ich durch die Promenaden-  
Menschenmenge,  
Durch das frauen-, fruchtebunte Wochenmarkt-  
Gewimmel,  
Durch den Wald, durch Baum-Gedränge,  
Durch die Morgen-, Mittagsstunden:  
Wie mit elektrisiertem Leibe hin!  
Wie mit elektrisiertem Leibe hin!  
Ich freue mich, daß ich von Leben überall umbunden,  
Daß ich zu diesem frohen Stolz gefunden:  
Ich bin!

### Das Weltrad

Das Weltlebensrad saust,  
Ich sause mit!  
Es schüttelt, schleudert, rast, braust

Pfeifendschri! –  
Ich schleudere, rase, brause mit,  
Weil ich will! weil ich will!

Ich geh t!glich meine m!hsamen Schritte,  
Doch – zu wirbelndem Fluge  
Im Zeit-Zuge  
Rei!st mich des Weltrades Kraftmitte  
Vorw!rts!

Das Weltradsausen singt,  
Der unaufh!rlich gro!e Ton bezwingt  
Mich in den Rasekreis:  
Das ist mein Schicksalsbeschlu!,  
Das ist alles, was ich wei!:  
Da! ich Mitsausen,  
Da! ich Mitbrausen  
Mu!!

### Nachtgedanken

Die Stra!e ist nun fast schon tot –  
Vor!ber klappt, tappt ein Schritt –  
Das Echo hastet hallend mit.  
Der tr!ge Mond sieht dunstigrot  
Auf gr!nes Gaslicht-Flimmern –  
Nun schlafen alle Menschen in den Zimmern.  
Die Stra!e ist nun hohl und tot –

Die schwarze Schweigenacht hat sacht  
Die Menschenstadt in schweren Schlaf gedr!ckt.  
Doch himmeloben wacht  
So sonderbar verr!ckt  
Der !bern!chtig tr!ge Mond.

Die Stadt ist traurigtot – als wenn sie unbewohnt –  
Doch himmeloben glüht der Mond:  
Doch himmeloben glühen große Leben  
Über unsern dunstigdunklen Nachtschlaf-Sphären:  
Ungeheure Stern-Schwärme schweben  
Prasseln, rasen, blitzen, und gebären  
Aus sich selber immer neue Funken:  
Millionen Sterne schweben, leben  
Über unsrer toten Nacht.  
Himmeloben brechen Feuerfluten aus Vulkanen,  
Weltenkörper rasen krachend unermeßliche Bahnen.  
Sonnenkörper-Splitter irren trunken,  
Zitternd, splitternd in den All-Orkanen –

Und wir selbst –?  
Wir winzigkleinen Schläfer,  
Erstarrt im Stadtnacht-Schweigen:  
Wir rollen, sollen mit im vollen Reigen!

Wir liegen fest in Schlafes-Ketten,  
Bewegungslos, betäubt in unsern Betten,  
In enger Schiffskabine,  
In nachterstarrtem, schwarzem Wahn –  
Doch treibt und treibt die Erdenschiffs-Maschine  
In steter Rase-Reise,  
In unerfaßbar großem Kreise,  
Uns durch den Weltraum-Ozean:  
Durch die Nacht.

Josef Winckler an Richard Dehmel, Februar 1915

Lieber Leutnant Merlin!  
Auch gegen die Übertünchung der Presse sage ich nichts.  
Muß sein! Wir kennen doch diese Pressekerls, diese ekelhaf-  
ten Wichtigtuer, allwissenden Sensationsprotzen – wo sollte

das hin? Ich bin mit jeder Diktatur einverstanden! Ich habe dutzende Artikel geschrieben, die alle nur eines verkünden: Wir siegen! Siegen! Siegen! Ich würde lügen wie nie im Leben! Ja – wir sind immer noch viel zu michelhaft, tölpelhaft, erbärmlich nobel, schofel gutmütig, dumm moralisch, kindisch sentimental! Wenn ich doch endlich nur eine wirkliche, waschechte, phänomenale Greuelat hörte, nicht nur von Feindeslüge erdichtete, eine kolossale, bluterstarrende Höllentat: Inbrand schießen Londons! Lynchen von 10 000 Engländern! Sprengung Englands in die Luft! Gegen diese nie gehörte, satanisch gemeine Behandlung deutscher Gefangener, barbarische Blutschande: Kaffer und Japs auf uns zu hetzen, diese himmelanstinkende Pestbrut von Lüge und Aftergeschrei – Michel, werde hart wie Luzifers Schwielenfaust! Werde schrecklich wie Sankt Georg, der Drachentöter! Wir haben uns jetzt genug auf der Plattnase tanzen lassen! Ich wollte, Maeterlinck liefе ihnen in die Flinte! Der alte Verhaeren verrecke unter Ihren Fäusten! Tun Sie mir den Gefallen! Es wäre herrlich! Bringen Sie das Skalp von Capus am Brotbeutel heim! [...] Wir sind gezwungen, unser Bestes als Bestes überhaupt hinzustellen und durch die Kraft des Vorbildlichen die Fratze nieder zu ducken. Deshalb habe ich in meinem Kriegsbuch auch eine goldene Halle der Geister errichtet, die in der tiefen Sittlichkeit ihrer Anteilnahme im Gegensatz zu den wüsten Gebärden der ausländischen »Heroen« unsern Krieg in die Weihe des Religiösen und Gerechten erheben. Mehr verrate ich noch nicht. [...] Gut Schuß!

Laurin

Josef Winckler an Ida Dehmel, 22. Mai 1915

[...] 3. Nun ganz *entre nous* (bitte diesen Brief gleich zerreißen, da böse Herzen später eventuell es schief deuten könnten!) – wenn Sie gütige Seele es wirklich fertig bringen, daß ich durch Ihre Bemühungen den [Kleist-]Preis erhalte, so

will ich es mit Gleichem vergelten und wir machen für 1 000 Mark Vater Dehmel irgend eine Überraschung. Ich dachte zum Beispiel wir lassen einen goldenen Becher herstellen und bei irgend einer passenden Gelegenheit wird er überreicht und wir bringen in die Zeitung: »Die Freunde Richard Dehmels überbringen dem Dichter, der von der Front heimkehrte pp—« da n n besehen Sie jetzt Italien mal: Der Dichter (D'Annunzia) tritt vors Volk, der König empfängt ihn, das Parlament huldigt ihm. Italien zieht in den Krieg übergläntzt von antiker Schönheit des Rausches, der klassischen Gebärde – es ist so, denken Sie nur mal objektiv darüber nach – und bei uns? Hauptmann kriegt n' Orden wie Rudolf Presber, Dehmel dito (ich habe mich damals fürchterlich geärgert und Vater Merlin auch kein Tönchen darüber geschrieben, ich bin zu wütend!) – und wir wollen das Volk der Dichter und Denker sein??? Josefus Lauff und Rudolphus Herzog sind die Tagesmatadoren behördlicher Provenienz!

Also: müssen wir selbst, wir Volk! den deutschen Geist erheben und deshalb schlage ich die Ehrung des Kelches vor! Oder wissen Sie was Besseres? Dehmel darf nie erfahren, woher das käme – er ist einfach gestiftet. Hauptmann sitzt noch in Seidenpantoffeln am Herd und tut nichts – Dehmel lag einen Winter lang im Graben und wir brauchen, brauchen, brauchen glänzende Nationalheroen, die unser Barbarentum zu nichte machen, die Typen eben dieser großen Zeit bleiben, die Tempel nationaler Verehrung, Gefäße der Andacht, Beispiel und Zuflucht bleiben in allen Lesebüchern, Geschichtswerken und Reden und Denkmälern! Seht: so ehrt Deutschland seine Dichter! Das soll Parole werden! Und deshalb ist Ihr Gedanke vielleicht eine Eingebung des vaterländischen Genius! Süße Frau Isi!

Mit bestem Gruß

Ihr

Laurin Winckler



Aus Josef Winckler: »Mitten im Weltkrieg«

Alarm

In Petersburg unser Botschaftshaus  
In Brand gesteckt!  
Pöbel auf dem Newski-Prospekt:  
»Haut die deutschen Hunde! Treibt die Deutschen aus!«  
Bahn-Postverkehr stockt! Die Grenze fiel!  
Kosaken in Ostpreußen! Brand! Mord!  
Der Zar, der Zar brach sein Ehrenwort:  
Sibirien, Kaukasien, halb Asien ist mobil!

In Paris auf den Gare du Nord  
Fünfzigtausend Deutsche fliehn!  
Kinder zertreten! »À mort, à mort!«  
Damen nackt, durch Rinnsteine gerissen, bespion!  
Jaurès erschossen! Boulevard-Hatz-Hetz!  
Warenhäuser geplündert! Verhaftung! Verrat!  
Flucht nach Belgien! Sturm aufs Konsulat!  
Feindliche Flieger über Nürnberg und Metz!

In London, in Edinburg  
Deutsche Handelsherrn  
Gefesselt ins Gefängnis, wie Diebe, per Schub!  
Schiffe gekapert! Patente verfallen! Sperrn  
Minen die Häfen? Die Dreadnoughts vor Kiel? Spion!  
Spion!  
Ganz London taumelt in Gesang und Hurra:  
Deutschland ist verlor! Rule Britannia! –  
Hilfstruppen landen in Frankreich schon!

## Die Börsen

Die deutsche Börse wirft alle russischen Aktien, Fonds  
Kursstürzend auf den Markt, in Naphtha, Azow, Don,  
Internationale pp. Der Rubel rollt, der Rubel rennt –  
Depesche: Diskont von England 10 Prozent! 10 Prozent!  
Frankreich 4½, Schweden 5½, Belgien 6!  
Dänemark 7! Österreich 8! Schweiz 6! Holland 6!  
Banken: Brüssel, Amsterdam, Budapest, Wien,  
Spanien, Kanada geschlossen! – Termin-  
Märkte aufgehoben! Kassa-Handel aufgehoben!  
Moratorium? Pariser-Renten Ende August verschoben!  
Reichsbank holt das Gold aus dem Juliusturm!  
Schalter-Belagerung, Sparkassensturm,  
Frankreich 800 Millionen Kriegskredit!  
Wir 4½ Milliarden!  
Geht Italien nicht mit?

Kommt nun die Zeit, die dunkel vorverkündet,  
Von schlimmen Prophezeiungen beschworen:  
Die Schlacht am Birkenbaum? wo die Stadt Münster  
Von einem Tor zum andern wird zerstört,  
Daß man durch die Lambertikirche durchsieht  
Und Blut vom Berge fließt wie rotes Wasser?  
Das ist die Zeit: da wird ein Kaiser kommen,  
Der steigt von rechts aufs Pferd in einem weißen Mantel  
Und kann vom Pferd sein ganzes Reich durchsehn ...  
So raunt es spukhaft in Westfalen schon  
Seit vielen Jahr'n – mein Großvater erzählte  
Das oft beim Scheine der Gewitterkerzen,  
Indes die hohen Nußbäume wie wilde Wogen  
Ums tiefe Dach regengewaltig rauschten:  
Ja, dann kommt eine kurze, frohe Zeit,  
Wo alle glücklich sind und eines Glaubens,  
Und dann? –

Wir Kinder lauschten.

Er schritt zur Tür und ließ den Abendwind herein:  
Dann ist das Ende der Welt.

## Dem Kommenden!

Wem aber sing ich nun mein Lied? Ich suche  
Und finde noch den Auserwählten nicht,  
Sein Name lebt in keinem Heldenbuche –  
Geh auf, steh auf, du neues Licht!

Die große Tat wird plötzlich dich entzünden,  
Der unter uns verborgen wühlt und glüht;  
Wie ein Komet wird sie dich künden,  
Wenn das Erwartete geschieht!

Wohl ziehn mit Kaisern, Königen und Fürsten  
Glorreich allmächtig wir, zahllos zu Feld;  
Legionen sind's, die nach Verklärung dürsten –:  
Nur einer ist der hehre Held!

Aus urtief grauen Zeiten rauscht uns Kunde  
Von Helden, die zu Göttern staunend sie ernannt:  
Der Heros stieg herab ... In dieser Stunde  
Wird er auch uns, auch uns gesandt!

Ich höre deinen ehernen Schritt, ich fühle  
Näh'r deinen Atem schon – Glück sei dir hold!  
Mein Haus kriecht dunkel in Gewitterschwüle,  
Das Land erbebt, der Globus grollt.

Karl der Große, Barbarossa, Bismarck, Bonifazius,  
Luther nahn von Sternenfahrten –  
Ich zünd die Fackel am Olympos an,  
Die Schwerter klirrn, die Musen warten:  
Hervor! Hervor! Du großer Mann!

## Geistlich Kampflied

Wenn Jesus durch die Völker schritte,  
Der Heiland stand in unsrer Mitte,  
Sein Evangelium hieße: Zorn!  
Zorn wider Niedertracht und Tücke;  
Er ruft, daß Haß die Schwerter zücke,  
Er predigt Rache, stürmt nach vorn!

Freut euch, frohlockt mit ehernen Waffen,  
Ihr sollt das Reich des Friedens schaffen  
In des Kriegers Priestertracht;  
Ihr sollt den Heiligen Geist erfüllen,  
Betet mit Kanonenbrüllen,  
Wie Weihrauch steig' der Dampf der Schlacht!

Nun opfert rings auf Brand-Altären,  
Reinigt mit Feuer von Schimpf und Schwären  
Den Leib der Menschheit, stäubt ihn aus!  
Mit gewaltig eisernen Händen schneidet  
Ein neu Antlitz der Welt und weidet  
Der Sünde schwangren Moloch aus:

Der Sünde wider Treu und Glauben,  
Geschwolln von Unzucht, Greuel und Rauben –  
Zerstampf, Deutschland, zerhau, zermalm!  
Lach auf, mein Volk, du schöner Lacher,  
Triumphier durch alle Widersacher,  
Stimm an den heiligen Freude-Psalm!

## Der Geist der Väter spricht

Greif zur Wehr, brünstige Sturmseele,  
Auch du,  
Stell dein Beispiel auf!  
Der du singend ringend das Schöne,  
Das Klare,  
Lauterkeit suchtest ...  
Dies sind die Tränen,  
Die Deutschland immer geweint:  
Erleuchtet vom Blut,  
Berauscht vom Geist  
Und erschüttert vom Überschwang.  
Wenn dann der alte Dichter  
Seinen Leib wie einen wilden Knecht  
Mitwirft ins zerschmetternde Grausen  
Unter Kanonen und Kentauern,  
Bekräftigt er die Inbrunst  
Seines ganzen Volks  
Bis zum Tod ...  
Laß sie wieder  
Ehrfurcht lernen!

Aus Josef Winckler: »Kriegslegenden« (1915)

Ein fliegend Kreuz zieht am Himmel und loht  
Über das ganze Land, bei Tag, bei Nacht,  
Es ist von Blut so rot  
Und zittert, schweigt.  
Die Sonne steht ganz verbleicht –  
Ununterbrochen tobt auf der Welt die Weltschlacht.

Wo ist Christus?

\*\*\*

Sie stürmen im West, es dröhnt Schlag in Schlag,  
Hunderttausend Granaten an einem Tag,  
Zerdonnert in Gräben liegen wir, Zähne gepreßt.  
Mann an Mann an Mann: haltet fest! haltet fest!  
Jäh stockt der Höllengraus:  
Und ein Samum von Negerhorden voraus  
Stürmen Franzosen mit Briten vereint –  
Was tobst du vergebens, furchtbarer Feind?

Erzengel stehn mit glühendem Gesicht  
In steilen Reihen, tiefend von Licht  
Und Stärke, unerschütterlich hehr  
Von den Alpen zum Meer, eine himmlische Wehr!

Es wandern die Toten unter der Erd,  
Sie schlafen nicht.  
Alle, die in Deutschland gestorben sind,  
Unzählbare Scharen, Greis, Weib und Kind,  
Tief unter der Erde wandern sie lawinendicht.

Wo der Boden dröhnt, das Feuer rollt,  
Da machen sie Halt:  
An den Grenzen des Reichs, ein Geisterchor,

lauschen sie aus dem Boden hervor  
Und suchen nach ihres Geschlechtes Stimm und Gestalt;

Bis er Urenkel, Vater, Sohn, Bruder findet,  
Jeder sein Blut.  
Bis ins graueste Geschlecht steht der Ahnen Reih  
Droben dem Fechtenden fordernd bei  
Und durchströmt ihn tausendfältig mit Kraft und mit Mut!

Und so halten wir aus in Granaten und Graus,  
Gegen Tausend und mehr  
Ins Feuer stürmend, in Erde geduckt,  
Von Volksheerbann gestärkt, von Volkstreu durchzuckt,  
Und wer fällt, sinkt ins mitkämpfende untere Heer.

[...]

Sind wir nicht alle unter die Tiger geworfen? Unter Bestien  
Aus Indien und Afrika? Vor den Augen unsrer Kinder  
und Frauen?

Es ist wie Christenverfolgung grausam über uns gekommen,  
Zur blutigen Arena, mordumstürmt, ward mein Vaterland.  
Tausende sind tatarisch gemartert worden,  
Tausende sind in die Wüste vertrieben worden,  
Wir alle, Vater und Mutter, der Kaiser, sollen Sklaven werden,  
Unsre Städte sollen mit Feuer, mit Hunger vernichtet werden!  
Dies ist kein Krieg der Könige um Ruhm und Glanz,  
Nicht ein Titan zieht seine Bahn im Siegerkranz:  
Aus Urtiefen fuhr greulichste Sphinx: Völkerhaß  
Mit fletschernder Grimasse! –

Menschenliebe, Vertrauen, Wahrheit,  
Altwachsendes Erbe, die heilige Frucht des Volks:  
Jahrtausende stürzen, Europa ist nicht mehr!  
Selbst aus meinem einsam kleinen Heidedorf  
Sind, vierunddreißig Männer schon gefallen.

Das wär ein Zug von Särgen, hier im Sonnenglanze,  
Von der Schmiede bis zur Kirchentür, die ganze  
Straße lang.  
Der eine ist in Rußland fern erfroren,  
Der zweite focht in Flandern,  
Mit tausend Schwarzen Aug in Auge kämpfte der dritte,  
Unser Nachbar sank in der Südsee Mitte,  
Der Lehrer sprang  
In ein Flugschiff und blieb verscholln.  
Die auf heidestillen Feldern  
Weltabgeschieden wirkten, kaum mit Bahnen  
Einmal im Leben fuhrn – verweht auf Kontinenten,  
versät auf Ozeanen.

Kunde drang  
Wie von sagenhaften Gestirnen voll  
Greuel und Völkerkampf, immer  
Neues Grausen hub sich ... und wenn Siege kamen:  
Nicht preisend, Gottes Namen  
Flüsternd bang,  
Beteten sie in heißer Abendandacht  
Für die Abgestorbnen  
Und die ganze Gemeinde ging zu Beicht, zu  
Sakramenten ...  
Sieh, nach dem Sieg, aus allen Weltenden  
Immer und immer und immer hieß es: er ist tot, der ist  
tot, auch er ist tot.

Da kam ein Cherub in das Dorf  
Und führte den Gräßlichen an seiner Hand,  
Der, nach Blut riechend, heulend schauerlich sich wand.  
Und der Cherub rang mit ihm und stellte ihn hin:  
»Gesteh –!«  
Da stand der Tod, der Völkerfresser,  
Und seine beinern blänkernden Kiefer gingen auf wie  
krumme Sichelmesser:  
»Ich gesteh –



Wen ich in der Schlacht würg, ist nicht mein,  
Wer für sein Vaterland stirbt, lebt in seinen Taten,  
Ihn trifft auch nicht der Hölle Pein,  
Tote Soldaten  
Ziehn stracks vom Feld in den Himmel ein!«  
[...]

Aus »Das brennende Volk. Kriegsgabe der  
Werkleute auf Haus Nyland

Jakob Kneip: Ein deutsches Testament

[...]

Mein Volk! / sie kamen von aller Welt Enden. Wie wilde  
Tiere brachen sie ein; / sie wähten dich schlafend; da  
standest du schon in Glanz gerüstet, da standest du schon,  
und bebtest in Kraft.

Nun rollt deine Kraft!

Sie rollt auf jeder Eisenbahnschiene im Land; sie pocht in  
allen Häfen an die Schiffswände;  
sie hämmert und saust in jeder Fabrik;  
sie schreit aus Millionen Kehlen;  
sie brüllt aus zehntausend Kanonen;  
sie zuckt wie ein heißer Strahl durch das Herz von siebzig  
Millionen.

Mein Volk, da hoben sich alle Hügel im Land zu sehen,  
wie deine Söhne kämpften.

Die Scheitel deiner uralten Berge lauschten dir, dem  
tosenden Geröll deiner Kraft.

Die Ströme brausten mächtiger Tag und Nacht und  
riefen dir zu: Steh aufrecht, Volk!

Und der Duft deiner Acker rauchte auf zu Gott: Und Gott  
stieg hernieder und ging um im Rauschen der Wälder, im  
Grausen der Ströme, im Lärm deiner Städte; / er brüllte  
hinaus aus dem Hurrah deiner Kämpfer über den Erdkreis  
hin.

Flamme möchte ich euch sein; euch allen, Brüder; in den  
Schauern der Schlacht, im Schrecken aller Schrecken; in  
der grauenhaften Todesnähe, wo der Wahnsinn schreit;  
//ein Trunk Wassers möchte ich dir sein, Bruder / wenn

die Wunde brennt; ein Gruß deiner Mutter, wenn das  
Auge bricht; // tränender Dank deines Volkes möcht ich  
dir sein, du Held, / des heiligen, großen, allergrößten  
Volkes / das du errettet; Soldaten, Mitkämpfer aus dem  
Lager hier; vor der Schlacht / euch steht meine ganze Seele  
offen; euch, euch gehört meine ganze Seele.

Soldaten, Brüder! Flammt auf mit mir!  
Myriaden hinter uns noch; und hinter diesen: noch Myria-  
den!  
Was liegt daran, Jüngling, ob du nur eben den Lenz ge-  
spürt in deinem Geblüt?  
Ein Andrer wird doppelt säen, wo du fielst; dein Platz  
bleibt nicht leer; tausende hast du aufwärts gerissen in dei-  
nem Fall.  
Du warst Gipfel / nun steigen Andre zum Gipfel. Du bist  
ein Gott: Du formst die Welt; schaffst im Tode noch Län-  
der und Kontinente; und alle Kommenden harreten auf  
dich.  
Laßt uns verschwenden, verschwenden! Alles! Den Leib und  
die Seele; den Haß und die Glut, das Leben selber ans neue  
Leben.  
So erheben wir uns! / Wir / die Kühnsten, die ganz Andern, /  
heben uns über jene, die gemeinhin leben und gemeinhin  
sterben.  
In der größten Stunde neigt sich Gott zu uns. Brüder,  
Brüder! Seid ihr bereit?  
Die Erde schwingt in strahlenden Lichtern, wenn unsre  
Seelen sich lösen; /  
reicht mir die Hände, Brüder, zur Schlacht bereit, drückt  
euch die Hände, Brüder, schließt den Kreis; ganz Eins in  
dieser Stunde! Lieb und Leid vergessen! Nicht Himmel  
noch Erde mehr um uns her: Ein Wille wir Alle, ein Haß  
wir Alle /  
Wir Alle / ein blutbrandendes Meer.  
Auf denn!

Alle Schauer, alles Graun fülle meine Seele, hülle ein  
meine Seele!  
O du heiliger Mordgesang der Schlacht!  
Himmel und Erde in einen Ball zusammengerollt voll  
Entsetzen und Wut /  
//O du heiliger Mordgesang der Schlacht,  
Ganz will ich mich volltrinken von dir;  
In alle Tiefen erschüttert,  
Aller Erdgewalten trüchtig,  
Meine Seele:  
Was kann widerstehn deinem rasenden Gottesgrimm?  
[...]

Josef Winckler: Die mythische Zeit

Gebet an die deutsche Seele

Geisterfunkelnd lockt der alte Zauberstuhl,  
Deutsche Seele,  
Und du kniest anbetend, wunderkindlich,  
Und bist selbst unüberwindlich,  
Herrliche Seele!

Tausend Jahre gingst du sehnsuchtübermannt,  
Deutsche Seele,  
Trugst Gold wie Staub ins lichtgelobte Land,  
Statthalter Gottes sprach in strahlendem Gewand:  
»Treue Seele,

Ich liebe deiner Einfalt frommen Gruß,  
Deutsche Seele,  
Knie, empfangen Segen, küsse meinen Fuß,  
Bring deinen Kaiser, den ich krönen muß,  
Gläubige Seele!«

Und da starrte sie in Schauern hingebannt,  
Deutsche Seele,  
Auf das schöne, ferne, trügerische Land,  
All ihr Blut gab sie um Trug und Tand,

### Arme Seele

Und zerriß sich ewig um ein Römerwort,  
Deutsche Seele,  
In zwei Stücke, Geist von Geist //  
Heut bist du wieder flammfest geschweißt,  
Kämpfende Seele!

Fromme Dichter, frohe Helden sind dir herrlich gesandt,  
Deutsche Seele,  
Während Dantes Grab in Ravenna mit Sandsäcken  
verstaubt ist,  
Das Licht gelöscht ist, die Tür mit Ziegeln zugebaut ist,  
Kämpfende Seele:

Trat neben den König, mit bunter Gebärde buhlend um  
Pöbelgunst,  
Deutsche Seele,  
Der Dirnen-Dichter der Wollust und prunkender Afterkunst,  
Stieg der schmutzige Gott der Gossen aus seinem Dunst,  
Kämpfende Seele:

Der Antichrist rief seiner Pfingstbotschaft unheiligen Geist,  
Deutsche Seele,  
Der Treubruch, sacro egoismo, Judaslohn heißt /  
Du aber stehst in Bruderblut flammfest geschweißt,  
Kämpfende Seele!

Wirf ab den Zauber, der dich stets betrog,  
Liebe Seele,  
Welsche Fälsche wirst du nie bekehren,  
Wähl dir selber deiner Inbrunst Ehren,  
Göttliche Seele!

## Wilhelm Vershoven: Symphonia Mystica

### Vox exaltata

Unhold Krieg, dein Reich ist gekommen!

Aus den kargen Worten ergrauter Väter, in gedruckten Berichten aus gleichgültigen Fernen, aus dem begeisterten Schrecken der Künstler und Dichter nur wußten wir noch von dir.

Und glaubten nicht mehr an dich!

Die Namen der Stätten, an denen du zuletzt Richttag über uns gehalten / Gravelotte, Sedan, Paris / wir hörten sie noch, aber sie klangen nicht mehr.

Keiner unter uns, nicht Kaiser, nicht Arbeiter, nicht Mann, nicht Weib, dachte im Sommer- und Erntefrieden der Arbeit daran, daß aus der fahlen Dämmrung der Geschichte die sengende Weißglut deiner Nickelstahlmaske als Mordsonne eines langen Kriegstags aufgehen würde.

Unser Zeitenmorgen ist gekommen!

Schon stieren rings um den Kreis der Erde deine Augen-Riesentrichter unter der flachen Betonstirn. Dein Blick durchwühlt die Hügel, entwurzelt Bäume und reißt Bein und Fleisch in Fetzen.

Aus den giftigen Schluchten deiner Nüstern zählt ein dicker Strom atemstickender Gase.

Dein Maul zermalmt mit Tiegelstahlkiefen ganze Länder, und über Erdteilsbreiten hinweg graben deine Schaufelzähne in wütender Hast das ungeheure Maß deines Gebisses. Die Kurbelblöcke deiner Schultern sind blankrund, und dein leisester Ingrimmtreibt spielend das ungeheure Gestänge deiner Arme.

Die scharfen Zangen deiner Hände durchtasten die Tiefen des Meeres und die Höhen des Himmels. Sie zerquetschen den glitschigen Leib des schlanken Uboots und zerknacken die lichtrieselnden Körper der Flugzeuge.

Unhold Krieg, du stehst voll aufgereckt am Erdkreis!

Mit dem Brodem deiner Lungen verpestest du die köstliche  
Sommerluft am Meer und in den Bergen, vergiftest die  
Flüsse und Brunnen.  
Deinen dürren Bauch krampfen Hungersnot und  
Notzuchtsgier nach innen.  
Mit den Granitblöcken deiner Füße stampfst du das reife  
Korn in den Boden, und ganze Bergwälder bügelst du glatt,  
wenn du die Gebirgshänge hinabsaust.  
Vor den harten Schienen deiner Beine zersplittern die  
Türme der Dome, wenn du über die Städte schreitest ///  
[...]

### Vox heroica

O Bruder, du selber bist sinnlos vor Entsetzen: Du schaust  
die fressende Not, die mit raufenden Lefzen und mahlen-  
den Kusen die armen Felder unsres Glückes weidet.  
Weißt du nicht, daß wir dem Moloch geopfert, daß er uns  
verschone /// Daß er Jahrhunderte lang breit auf dem Rain  
gelagert, der mein Feld von deinem Felde scheidet, und  
blutrachedurstig unsre Kinder verschlungen!  
Weißt du nicht, daß unsre demütige Klugheit ihn wegge-  
täuscht aus unsern engen Bezirken an die Straßen der Flüs-  
se und auf die Pässe der Berge? Mit listigen Gaben haben  
wir ihn bestochen, daß er Jahrzehnte lang faul auf dem  
Bauch lag, und sein glotzender Blick nur schläfrig uns  
drohte. Wenn wir zögerten, ihm die blanke Rüstung zu  
opfern, dann brüllte er Lästerung, Raub und Mord.  
Und weißt du nicht, daß wir seinen Geist doch nie zu ban-  
nen vermocht! Nicht einen Tag, nicht eine Stunde:  
Gekämpft und geduldet haben unsre Väter der Liebe der  
Mütter wegen. Gerungen und gelitten haben die Mütter,  
als sie uns dem Lichte gaben. Unbewußter Kampf und  
hilfeschreiendes Weinen ist unsre Kindheit / Unsre Brüder  
haben wir mißhandelt und unsern Schwestern ins Gesicht

gespien. Schuldlos des Mordes wäre keiner unter uns, wenn  
jeder erste jähe Zorn sein Ziel getroffen /  
Neid hat uns begeifert am Webstuhl und aus dem Markte,  
Heimtücke uns belauert auf dem Gerüst und zwischen den  
schwingenden Riemen, Arglist uns verkleinert bei den  
Großen und bissige Mißgunst uns verbellt vor den Kotten  
der Kleinen.  
Unsre Liebe ist raubender, sträubender Kampf, und im  
ersten Kuß schon schmecken wir den bitteren Streit des  
Endes.  
Das weißt du!  
Wer unter uns, dem die Sinne zum Verstande gereift, hat  
das beklagt?  
Sind wir nicht geschärft durch den Kampf wie ein zwei-  
schneidiges Schwert, und biegen wir uns nicht federnd wie  
feuer- und ölgebadeter Stahl! Offenbart sich nicht das Licht  
der Wahrheit bunt im Tiefschliff unsrer Narben!  
Wir sind nicht verrostet, nicht matt, nicht blind!  
Das danken wir dem Streit, dem Kampf, dem Krieg!

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
26. April 1916

Lieber Sepp!  
Beiliegenden Brief erhielt ich heute von Kippenberg. Ich  
habe rein persönlich die Antwort gegeben, die als Durch-  
schlag beiliegt.  
Ich weiß, daß Dein Interesse an der Quadriga verhältnismä-  
ßig gering und Dein Wunsch die Insel als Buchverlag zu  
behalten ziemlich groß ist. – Ich bezweifle deshalb, ob Du  
meinen Weg mit mir gehen wirst. Die Weissen Blätter, der  
Sturm, die Fackel, alles erscheint, alles gewinnt Publikum.  
Nur Quadriga ruht. Du bist rechtzeitig mit Deinem Namen  
herausgesprungen, um von Quadriga verhältnismäßig, wenn  
auch nicht ganz unabhängig zu sein. Auch finanziell hat



Dir die Literatur fast dreifach das eingebracht, was Du an Quadriga und sonst wie mit angelegt hast.

Wie es hingegen mit mir steht, brauch ich Dir nicht zu schildern. Aber Du wirst verstehen, daß jetzt der wirklich entscheidende Moment gekommen ist, wo Du zu wählen hast zwischen Insel und Quadriga.

Ich würde mich freuen, wenn Du auf meiner Seite stehen würdest. Mein Plan ist, daß Kippenberg ein Jahr lang die Quadriga herausbringen muss. Die Gründe kannst Du Dir alle denken. Läßt er sich darauf nicht ein, so verlange ich zweitausend Mark Schadensersatz und bin dann bereit, den Vertrag zu lösen.

Mit den zweitausend Mark können wir Quadriga zwei Jahre lang tadellos selbst erhalten einschließlich Verwaltung. Für das erste Heft habe ich hier noch viele feine Beiträge.

Wilhelm Vershofen an Josef Winckler,  
21. Juli 1917.

Lieber Sepp!

Heute teilt mir Diederichs endlich mit, daß es ihm gelungen sei, das Papier für den nächsten Jahrgang der Quadriga zu sichern. Das zu ermöglichen, war weiß Gott, keine Kleinigkeit, da ich auf holzfreiem Papier bestanden habe.

Aus Josef Winckler: »Ozean. Des deutschen  
Volkes Meergesang«

Steh auf, germanischer Genius,  
Deine Stunde ist da –  
Hallelujah!  
Entzünde die Welt im Siegerkuß,  
Schüttel Welten aus deinem Überfluß –  
Hallelujah! Hallelujah!

Der Held betet

Ich will beten: Geist der Stärke,  
Segne mich und meine Werke,  
Reiß mir alle Flügel wehvoll los;  
Sieh ich bin noch jung an Jahren,  
Und die Welt ist alt und groß!

Laß mich Herrlichstes vollbringen,  
Laß mein kreißend Herz zerspringen,  
Kein Erbarmen!  
Hör, ich faß dich an den Mund:  
Spiel mit mir in Feuerarmen,  
Oder stampf mich in den Grund!

Das neue Flottenlied

Blaue Jungs, was haben wir ein Vaterland!  
Eure Mützenbänder wehn aus hundert Gaun,  
Von der Goldnen Aue, von des Rheines Strand,  
Aus Fabrik und Feld, von Alp und Belt,  
Aus der ganzen deutschen Völkerwelt,  
Hoiho! Was haben wir ein Heimatland!

Wie schlägt in jeder Bluse stolz ein Herz,  
Wie klingt ein Laut in Lust wie Schmerz,  
Deutschland ist kein Völkerbund,  
Deutschland ist ein Bruderbund!

Blaue Jungs, was haben wir ein Mutterland!  
Die ganze Menschheit stürmt uns furchtbar an.  
Mann an Mann zu Wall und Wand  
Liegen wir Soldaten hier  
Und Tod und Feuer türmen wir  
Hurra! Und drinnen lebet unser Heimatland!

Wir trutzen tief in Erd und Stein  
Und stürmen in die Schlacht hinein,  
Ihr liegt tief auf dem Meeresgrund  
Und stürmt hinaus ins Himmelsrund.

Blaue Jungs, was wurden wir ein Riesenvolk!  
Die helfend stehn in Glut und Werkgedröhn,  
Sind kämpfend auch gestellt um eine ganze Welt.  
Die Mädchen pflegemild bei Tag und Nacht,  
Die Frauen schwer am Pflug, auf Bahn und Schacht.  
Verwandelt in Sturm und Flamme ist mein Volk!

Alle wütend wider einen Feind,  
Der wider uns die ganze Welt vereint,  
So lang bleibt aller Friede Wahn  
Wie der beherrscht den Ozean.  
Blaue Jungs! Er thront auf düstrer Insel groß.  
Der letzte Schlag ist sein Vernichtungstag,  
Ihr allein könnt diese Sieger sein,  
Wenn wir die Probe nicht bestehn,  
Muß uns der ganze Krieg verloren gehn,  
Retter und Rächer, wo ihr ihn trifft, schlagt los!

Wir halten Stand von Land zu Land,  
Die Heimat blüht im Kraterrand,  
Zum alten Gott steigt ein Gebet,  
Daß ihr die größte Tat besteht!

### Lusitania

Die Stewards räumen Tafel und Büffet,  
Es huscht Madame im seidenen Negligee,  
Im Wintergarten noch die Papageien schwatzen,  
Dollarprinzeßchen schläft bei seinen Lieblingskatzen,  
Noch einmal kommt der Arzt von einer Nachtvisite  
Zu spätem Pokerspiel – am Fenster zieht's schon kalt –  
Der Liftboy gähnt – die Lampen löschen bald –  
Draußen schlägt das Meer mit tausend Tatzen.  
Der Kapitän geht ruhlos hin und her in der Kajüte.  
Er weiß, das Schiffsgheimnis ist verraten:  
Kisten über Kisten gestapelt voll Granaten,  
Unter Zimt und Zucker bergen sich Kanonen,  
Fässer voll Pulver, Ballen Bajonette, Kammern voll  
Patronen  
Und viel, viel Gold für England – nur noch diese letzte  
Nacht –  
Hier lauern sie – er fühlt die Pulse hämmern – –  
Er späht vom Ruderhaus und lauscht und fiebert, wacht;  
Der Morgen fahlt, gleich muß die Küste dämmern ...

Die schwarze Ratte kommt von Lee,  
Schleichender Bohrwurm schlängelt unter See.

Kein Log, kein Horcher, kein Glöckchen zeigt ihn an,  
Wie Eisberg, Riff und Wetter – – – plötzlich heult ein Vulkan  
Durchs Meer berstend, voll Rauch und Schaum,  
Brandend donnert See in den Raum,  
Die Heizer reißen rasend die Feuer vom Rost:

Wir sind torpediert!  
Es schreit von Kabine zu Kabine, von Türe zu Türe:  
Wir sind torpediert!  
Durch Korridor, Treppen wirft's sich wie Tiere:  
Wir sind torpediert!

Halbnackt, wimmelnd, von unten tost  
Auf Deck der Knäuel der Passagiere:  
Wir sind torpediert!  
Mit Rettungsringen laufen Matrosen, Offiziere,  
Der Kapitän kommandiert,  
Das Schiff bockt,  
Der Kiel stockt.

Wenn durch Dämme sich die Flut ergießt,  
Die Straßen strömend, steigend auf die Schwellen,  
Bis mählich Flur und Zimmer fließt,  
Und Bett wie Tisch sich schaukeln kreisend in den Wellen:  
Da scheint erst sonderbar, wirr langsam wick  
Das Schaud dem Graun, wenn mit dem Hausrat sich  
Herr und Gesinde rettet übers Dach  
In Gartenbäume, auf den Berg – – – doch drängts dann  
noch nach,

Schwillts dann noch mehr, stürzt hier ein Haus und dort  
Und brüllend Vieh schwemmt aus den Weiden fort:  
Dann wird die Not wohl groß,  
Doch reißt das Herz sich stürmisch betend los,  
Die Glocken rufen übern Deich, vielleicht  
Daß rettend sich ein Segel zeigt,  
Vielleicht verebbt die Flut,  
Der Wind springt um, vielleicht  
Daß wie in alter Zeit der alte Gott ein Wunder tut –  
Und alle Nachbarn helfen sich mit Mut.  
Aber wo geengt von Wasser-Wasser überall  
In schwankend kleinen Raum mit einemmal  
Das offen tiefe Meer





Die Haufen von Menschen aufsaugen, und nun  
Legen die Masten sich waagrecht wie ein breites Floß – – –

Langsam sinkt das Schiff.

Viele schwimmen noch, mehr sind untergegangen,  
Es stinkt nach verbranntem Aas, Lappen wirbeln im Rauch,  
Rings glühen Trümmer, als brannte das Wasser auch,  
Dazwischen Gesichter weiß und gaukelnd auf den Wogen,  
Große Vögel kommen rauschend angeflogen,  
Schon steigen Untiere heraufgezogen,  
Hoch oben zwei kleine nackte Mädchen hängen,  
Ihr Kopfhaar flackert – – –

langsam versinkt das Schiff.

Und wie das Meer sich gurgelnd drüber deckt  
Und wie der Tod durchs ganze Schiff wie in seinem  
Bett sich ausstreckt:

Unruh-unheimlich Leben wacht jetzt überall,  
Der Auftrieb brodeln dumpf in vielen Räumen,  
Luftblasen ängsten sich aus Holz und Stoff,  
Mit wehem Klang platzt ein Rohr, es bäumen  
Sich die nietgespannten Eisenwände,  
Alle Möbel steigen ans Plafond, da – Spiegel klirrn,  
Früchte, Leichen treiben durch zerborstne Türn,  
Und lauter beginnt im Kielraum ein Geklopf, Gepoch,  
Getropf,

Brechend Rauschen, schwerer Fall,  
Dampfwolken quieken, krachend Splittern  
Und ein ungeheures Zittern,  
Überall ziehn unsichtbar dunkle Hände – –  
Tiefer sinkt das Schiff.

Bis jeder Wirrwarr festgestaut verdrängt ins Enge.  
Zuckt der Boden? Duckt der Saal sich ein?  
Schief schieben sich im Zickzack nähr die Gänge,  
Die Bohlen knülln sich, Träger schrumpfen klein,  
Kabine in Kabine rückt,



Es drückt und drückt;  
Enger, jahrlang schraubt's, schnürt's,  
Sinkend, jahrlang, stiller wird's;  
Bis jede Lade voll schwillt,  
Jede Pore quillt,  
Jedes Zellchen rillt,  
Bis das fürstlich bunte Großschiff ineinander getrieben  
Ganz, zerpreßt, zerklebt, verrieben:  
Holz, Hirn, Stahl ...  
Es war einmal ...  
Platt  
Vom unfäßbarn Ozeanwasserdruck,  
Dünnes Seidenblatt,  
Das wie ein unwirklicher Spuk  
Verloren geht  
Und irgendwo spinnwebhaft  
In Tiefen über Tiefen  
Still steht.

Was ist Riese? was ist Zwerg?  
Was ist Leben?  
Was ist alles Menschenwerk?  
Laßt uns nach dem Geiste streben.

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
22. Oktober 1917

Lieber Kriegsvater Merlin!  
Ich muß mal meine Eingeweide auspacken:  
1) Du hast gewiß bemerkt, daß ich die letzte Zeit einsilbig,  
humorlos, eckig und klobig geworden bin. Ich habe eine tiefe  
Wandlung erfahren mit vielen schmerzlich heißen Stationen.  
Denn ich habe mein inneres Gesicht verloren. Das Gesicht  
der dichterischen Wahrhaftigkeit. Aus körperlichem Elend  
(Blinddarm pp) und vor allem, weil ich einen nahen Ver-

wandten (Vershofen ist es nicht), der sehr hohe laufende Verpflichtungen (Hypotheken, Lebensversicherung) besitzt, während des Krieges mitreißen mußte und aus manchem andern, rein geistigem Grunde blieb ich daheim. Und dichtete. Und je tiefer ich eindrang und mit dem Stoff verwuchs, desto mehr empfand ich die Stellung und erschrak vor Scham und Angst als die Kritik plötzlich meine reinen Phantasieprodukte als stärkste Realitätserlebnisse des Krieges ausposaunte. Sehr bald trieb es mir kein Wort mehr in lyrischem Icherleben aus der Seele – ich war ja nicht dabei – mit Gewalt verkroch ich mich unpersönlich in die Aktion selber und suchte diese aufbauend zu gestalten. Ich habe ergreifend schöne Kriegslieder vernichtet, weil ich sie schamlos empfand, als poetische Renommisterei und Verlogenheit. Ich habe so tief darunter gelitten, daß ich innerlich total aus den Fugen ging, und jeden Halt verlor, in schärfsten Kontrast zu meiner ganzen Entwicklung, und mich schließlich ganz in katholische Mystik auflöste, leibhaft Visionen und Halluzinationen sah, an Wunder und Spuk glaubte, wahnsinnige Gelübde tat, hungernd zu immer sich steigernden Gebeten und Erschütterungen – die physische Konstellation trat hinzu – ja: ich stand schließlich vor dieser Ungeheuerlichkeit: »Gott, Du hast bisher uns wunderbar behütet, hast Dich mir in fühlbarer Näh gezeigt, ich habe Dich als Offenbarung erkannt – jetzt ist die Probe: Kommt mein Bruder heil aus dieser Schlacht, so sei es das Siegel meiner Umkehr, fällt er – so zerreiße ich Dich rasend wie einen blendenden Alp!« So standen wir Stirn vor Stirn. Und geheim zitterte ich fast vor Wollust, denn ich fühlte sein Dogma mich immer enger, fürchterlicher als Mensch und Dichter einschnüren – fast hoffte ich das Gräßliche, mein Bruder möchte fallen, daß ich wieder frei würde, sein Tod meine Erlösung pppp. Ahnst Du, lieber Seelenmeister, welch eine unheimliche Furchtbarkeit das ist? Wie alle Gewalten, die je Märtyrer und Mystiker durchtoben, nochmals in mir sich auftürmten, daß man nur stammeln und knirschen kann wie ein Tier – um sich

schlägt, umarmt, flieht, wieder kommt, Bibel und Kant und Nietzsche und Schopenhauer durcheinander liest, zur Kommunion und zur Hure geht – ahnst Du, daß gerade Werfel mit seiner Weltvergöttlichung mir zur innerster Zwiesprach wurde – und erst ganz langsam, vielleicht eben durch die Objektivierung, die mit gewaltsamern Zucht mich entpersönlichte in die Kräfte der Tatsächlichkeit selber, panzerte ich mich wieder mit Diesseitigkeit und erlöste mich zu neuer Wahrhaftigkeit im Stoff – daher auch überfütterte ich Ozean mit Realität, daher mein inbrünstiges Untertauchen in den Rhythmus der »Tat«. –

2) Aber als unverrückbare dichterische Überzeugung steht nunmehr in mir fest: Nur so, wie ich es versuchte, ist der Krieg wirklich aufzubauen!! Ich weiß, daß ich im Gegensatz zu fast allen Dichtern stehe, zur ganzen Literaturentwicklung, die »entstofflichen« will, nur Andeutung im klanggewordenen Bild geben will – aber es kann mich nichts verrücken mehr: So fabelhaft schön und menschlich tief und künstlerisch klar auch Du im Kriegs-Brevier (niemand verspürt das in zitternden Nerven Dir herznäher wie ich!) den Krieg überwältigst – so volkstümlich fromm und schlicht und innig auch Lersch seine Persönlichkeitsdokumente aus dem Weltgeschehen hinaussingt – so zeitdokumentarisch und volkspolitisch Bröger Masseninstinkte verkörpern will – Ihr alle habt es euch zu leicht gemacht! Ich gebe Julius Bab recht: »Hier, meine Herren – da stehn die Kolosse des Geschehens in ihrer titanischen Sprödigkeit – meistert sie in der Kunst!« Siehe rückwärts: Wo findest Du Sedan, Waterloo, Leipzig, Jena adäquat in der Kunst gestaltet? Ist nicht auch die Malerei an dieser Riesenaufgabe gescheitert? Stelle Dich tausend Jahr ab: dann muß eben das fürstliche Geschehen, das damals die Völker ergriff, wieder erbaut dastehn und mit gleicher Kraft durch die Schöpferhand des Dichters wirken wie dazumal die Tat selber! Ich kann so freimütig dies bekennen, da ich selber ja um diese Vollendung noch ringe und nur erst einen Schattenriß herauswühlte. So werden zum Beispiel aus dem Ozean

alle Lieder – und wären es köstliche lyrische Perlen – ausgemerzt und stahlhart, Stück an Stück, auf knappste Brisanz gehämmert, soll's wie eine donnernde Epopöe dahin rauschen, umwogt, durchfunkelt vom phantastischen Kosmos des Meers, der immer nimmer gleich dahinter rollt. Nicht wie Lissauer ein zerebral kaltes Versbarock, das nur blitzt aber nicht wärmt – nein, aber wo Lyrik steht, da muß sie organisch verwoben sein zum Beispiel als Lied der Mannschaft. Ich denke an das unerreichte Muster Homers. Die schönsten Lieder aus Trojas Heldenzeit wären längst zerflattert, allgemein gültig, als Kriegslieder schlechthin, zeitlos wie die Lieder von »Trommel und beraushtes Gong«, so farbenbunt und heldisch sie sein mögen – niemals aber würden sie, alle zusammen, die himmlische Kriegsfabel Homers an Größe erreicht haben. Und gerade dieser Weltkrieg ist in seinem Typus einzig aus dem Technischen gestiegen. Die Technik allein erschuf seine materiellen Formen wie sein seelisches Heldentum. Sie allein, steigerte und verpöbelte ihn zu diesen Auswirkungen. Und nur aus diesem Gerüst ist er aufzubauen! Es hilft alles nichts! Mit keiner alten Kunstform kommen wir diesem Genius nahe! Es bleibt alles Materialungerechtigkeit! Im Letzten Romantik, Impotenz! Wir alle schaffen wohl nur erst Bausteine! Wie in diesen Schlachten niemand von seiner Ameisenhöhle aus die Weltfronten überschaut, kann niemand mit persönlichem Erlebnis die Größe des Ganzen widerspiegeln. Auch der Einwand, die ganze Front bestehe doch aus gleichen Menschen und gleichem Material, und Addition sei keine Wesensverschiebung, fällt zusammen schon vor der Variation der Rassen und Erdteile, die teilnehmen, und: Ja wohl!! Die Fronten, die Einzelkämpfe, sind alle untereinander infolge technischer Vorbedingungen gänzlich verschieden! Auch eine Trommelschlacht der Engländer in der Ebene ist was ganz anders als in den Kaparthen eine Russenkanonade. Die stärksten Schlachtschilderungen waren denn auch die der Kriegsberichterstatter. Hier liegt das Rohmaterial. Das Lied ist zu klein geworden. Zu leicht.

3) Ich habe jetzt soviel Wirklichkeitsnähe zurückerlebt, daß mein Bruder ein Gotteskind für sich ist, unabhängig von meinen Deutungen. Ob er stirbt oder lebt, das kann kein Schicksal auf mein Daseinszentrum bedingen. Herrlich, herrlich, trostreich wunderbar aber bleibt der Glaube an das Gebet! Aber wahrer Glaube ist wahre Gotteskindschaft: »Herr, Dein Wille geschehe –« das ist höchstes Heldentum, eine Lästerung aber und eine Notzucht ist die Jeremiade eigener Wichtigkeit: »Wenn Du nicht tust, was ich will – bist Du nicht!« Amen.

4) Ich mußte mal beichten und wer könnte mir tiefer nachspüren wie Du? Welchem Dichter könnte ich aus innerstem Kunstwillen so unbarmherzig gegenüber treten wie Dir? Dies zu erwähnen scheint schon Blasphemie. Der Ozean ist mir mehr als 1 000mal zum Ekel geworden und doch warf ich mich wieder auf ihn. Lies ihn einmal mit meinen Augen von Anfang an langsam durch. Stelle Dich so ein: Da ist der Baralong, da die Lusitania – drauf! Dichte sie! Willst Du den Meereskrieg gestalten, mußt Du sie bändigen, das ist nicht Programm, das ist eiserne Selbstentäußerung und allerallerletzte Zucht. Hinten in einigen Kritiken ist über diese »Sachlichkeit« Gutes gesagt. Das ganze Buch wird auf etwa 60 Seiten zusammengestrichen.

5) Die Lauensteiner Tagung wird – je ferner sie liegt – desto simpler. Die Professorenschlachten schrumpfen zum eitlen Kathedergeschwätz, die Jungen waren unmännliche Schönlinge und Narren, – die tanzenden Falken alleine lohnten die Reise. Ei! Hab ich bis 4 Uhr mit ihnen gezecht und – Studentenstreiche erzählt. Ich begriff nicht, daß Du zuletzt nicht ebenfalls übermütig wurdest. Ich freu mich heut noch, wie ich mit dem faulen Witz vom Papagei mich verabschiedete. Thralla

Laurin

Josef Winckler an Richard Dehmel,  
18. März 1918

Hurra!

Also Lersch, dieser Schmiedephantast, hatte wohl alles klipp und klar »in der Idee« und wollte das Ganze dem Presseamt anbieten!! Da er als »Proletarier« eben Liebling ist, drückt er alles durch und Presseamt übernimmt totsicher das Flugblatt. [...] Das Flugblatt geben wir nebenbei in höchster Anzahl, zu 4 Seiten bei den Arbeitgeberverbänden heraus. Die größere Anthologie gleich in 130 000 Exemplaren bei den Eisenbahnern und Bergleuten. Diesen schließen sich dann auch andere Organisationen per se an, sodaß die Anthologie auch grösste Verbreitung im Volk findet.

Richard Dehmel an Josef Winckler,  
20. März 1918

Lieber Kronensohn!

Für das Flugblatt lege ich Dir ein noch nicht gedrucktes Gedicht von mir bei. Als Gesamtüberschrift schlage ich vor:

Stimmen im Sturm

von Richard Dehmel, Heinrich Lersch, Albrecht Schaeffer  
und Josef Winckler.

Josef Winckler an Richard Dehmel, 1. Juli 1918

Lieber Merlin!

Ozean [gemeint ist: »Ozean. Des deutschen Volkes Meer-  
sang«] bekommt andauernd so große Kritiken, daß ich dachte: Warum sollte ich nicht auch den Kleistpreis bekommen,

den Lersch für ein viel weniger bedeutsames Buch erhielt? Was denkst Du davon? Deine erste, eingerahmte Karte an mich (über Eiserne Sonette) sprach ja schon davon. Muß ich mich persönlich an jemanden wenden? Das möchte ich auf keinen Fall – aber vielleicht läßt es sich anderswie deichseln.

Richard Dehmel an Josef Winckler, 3. Juli 1918

Nein, lieber Kronensohn, den Kleistpreis-Zahn mußt Du Dir ausziehen. Erstens bin ich nicht mehr im Vorstand. Zweitens bist Du zwar »würdig«, aber nicht (zweite Hauptbedingung) »bedürftig«. Drittens hast Du's auch sonst nicht mehr nötig, bist ja schon fast gefährlich berühmt. Das Mutter- und Bruder-Buch (natürlich e i n Buch) wird durch die eigne Stimme glorreicher leben als durch alle literarischen Echos. Das prophezeit Dir

Vater D.



*Umschlagabbildung Zeitschrift »Nyland«*



Aus »Nyland. Vierteljahrsschrift des Bundes  
für schöpferische Arbeit«

### Werkspruch

Ob Krieg ob Frieden,  
der Schmied muß schmieden.  
Richard Dehmel

### Quadriga – Nyland

»Wir grüßen die tausend Kräfte, die an der Arbeit sind, unsere Zeit von sich selbst zu erlösen.« So im ersten Heft der Quadriga, Sommer 1912. Der letzte Satz im letzten Heft vor dem Kriege: »Aus den Grenzen des Verstandes drängt das Leben in die unbegrenzten Weiten des Gefühls.« Pläne, denen sich der Inselverlag freudig geboten, zerriß die Umkehr der Zeiten. Jetzt schafft Eugen Diederichs der Quadriga neue Wirkung. Der Name, ungewollt von leisem Dunst akademischer Entrücktheit herbstlich umflort, wandelt sich in Nyland, von jeher suchend und fordernd auf der Standarte des Bundes leuchtend.

Unserer Gemeinschaft blieb die Stimme des Herolds stumm. – Vor anderer Schar tönt die Fanfare, die auch unseren Marsch richtet. Karl Maria Weber kündigt im »Tätigen Geist« Wille und Richtung: Schöpferische Menschen finden sich zum Werk, nicht abschildernd das Innen, das Außen – wirkend! Werfel: »Wenn nur ein von dem fürchterlichsten Fluch Erdenarbeit zerriebenes Herz, durch diese Gedichte hindurch, sich der Welt näherte, bin ich glücklich.«

Mit Weber verachten wir »die verlogene und selbstgefällige Phrase vom »gewachsenen« Kunstwerk, vom unbewußten Schaffen, von »Intuition« ... und lächeln über jene rauschse-

ligen Gesellen, die, verzückten Gemütes, ihre Gefühlchen erst von dem erhöhten Piedestal ihrer ›Inspirationszustände‹ zu harften vermögen, oder jene bößblütigen Romantiker und hageren Symbolisten, die gar künstlicher Stimulantien als Mittel zur Herbeiführung ihrer satanischen Geistes- und Seelenerhebungen bedürfen.« – – – »Die letzte (und wohl tiefste) Triebkraft des Schaffens bleibt der Wille zur Wirkung.« Damit das Bewußtsein der Sendung, der Amtsgnade.

Amt und Gnade! Tiefste Heiligung durch den Willen und die Kraft zum Wirken, innigste Ergriffenheit in Pflicht und Demut.

»Wir wissen, es sproßt schon tausendfach, selbst unter den Füßen der Kämpfenden, und neue Werte sehen wir aller Enden. Eichenblätter und Rosenkränze wollen wir in das fliegende Rad der Maschine flechten und um die Bronzestirn der nimmermüden Arbeit.« (Quadriga I.) Wieder klammert die Menschheit sich an ihren ältesten, gewaltigsten Glauben: Erlöserhoffnung – Erlösersehnsucht. Wir sind von jenen, die sich aufmachten, dem Erlöser den Weg zu bereiten. Sind in diesem Sinne politisch: zum Wollen und Wirken geläutert aus der Menschheit Not.

Ich wusch mich hart und blank in Zorn und Zähren.  
Aus heißer Notdurft lernt' ich euch verklären –  
Des Werktags Stirn geb' ich den Heiligenschein.

Winckler in den »Eisernen Sonetten«

Wir leben dem Amt und der Gnade, das Reich der tausend Jahre mit zu suchen. Leuchten dieses Reiches helle Firnen in ewig weichender Ferne, ein wirkendes Leben, das ihm Straßen sucht und baut, ist nicht verloren, ist Unsterblichkeit und ewige Seligkeit zugleich.

Schaffend neben uns spüren wir viele. Vielleicht, daß näher dem Ziel getrennte Wege in gemeinsame Straßen münden.

Noch ist bewußt, daß wir aus verschiedenen Lagern aufgebrochen. Wir sind jene, die der Menschheit Not und Sehnsucht gelernt vorm reißenden Stahl der Sense, bei den Niethämmern der Schmieden und Werften, im Sägewerk und im Labor, in den Kontoren der Handlungshäuser und vor den Öfen der nächtlichen Arbeit, in den Kartellen der Unternehmer und der Gewerkschaften, beim Werk des Erziehers und bei dem des Arztes.

Wir alle kommen, berußt und schweißzerfurcht, vom Werk der Notdurft, bereit zum Werk der Verklärung — — —

Unsere Herkunft sondert uns von anderen, die gleiches Ziel sehen, gibt unserer Arbeit besonderen Atem und Rhythmus.

Wir grüßen die Zielverbundenen! Zwar verbündet, sind wir nicht verhegt. Unser Werk wirbt um jede Kraft. Nicht der ist im Bunde, der sich Werkmann nennt. Jeder, der das Amt trägt, der Menschheit zu dienen, jeder, der die Gnade schöpferischer Kraft empfing.

Die Werkleute auf Haus Nyland.

### Max Barthel: Der Mensch

Mit Flugzeug, Flammenwerfer und Geschütz gerüstet,  
Das Herz von Traum und Wirklichkeit verwüstet.  
So hob der Mensch sich aus dem Schützengrabenjoch  
Er war schon tausendmal im Schlachtgefild verendet.  
Zerschossen und zerstampft, geschändet und geblendet.  
Er hob sein Haupt: Ich lebe noch!

Auf seiner rätselhaften, schicksalsvollen Stirne  
Zuckten Glanz und Lichtgesang der Firne,  
Um seinen Menschenmund saß unnennbares Weh.  
Kühn schwangen sich der Augenbrauen Bogen,  
Darunter blaute Donnersang der Wogen:  
Der Augen gletscherhafter See.

Er stand, wie Zeus, im Flammenkranz der Brände  
Und hob ekstatisch seine blutbefleckten Hände  
Und warf ins Gräberfeld den goldnen Blitz.  
Als der zersprang mit dunklem Lachen,  
Da splitterten die Gräberrachen  
Und klafften drohend, Schlitz an Schlitz.

Ein Geschwür von Wunden, Schmerzen, Narben,  
Jüngling, Mann, die im Geschoßsturm starben,  
Haß und Aufruhr, Fügung, Liebe, Mut!  
Und der Mensch, von dem Gesicht bewältigt.  
Schrie und starb, liebte und litt vertausendfältigt.  
Wie im Schlachtgefild das Bruderblut.

Seine Brust zerbarst in Schreck und Grollen,  
Und die Worte stürzten wie die Winterschollen,  
Die der Pflug im März mit blankem Stahl zerkracht:  
»Mensch! Einsamster! Du von Blut geknechtet!  
Willenloser! Herrlicher! Entrechtet!  
Mensch: ein Tier und Gott voll Tag und Nacht.

Mensch, von purpurtrunkner Zeugungsnacht umkleidet!  
Mensch, der über Leichenfelder hart wie über Acker schreitet!  
Mensch, der mit den Sternen Fangball spielt!  
Du, der aus dem Kerker tiefster Urzeit sich entwunden!  
Aufstieg! Schöpfung! Sturz und Wunden!  
Du, in tiefstem Abgrund eingewühlt!

Wenn du sprichst aus Mörsern, Flammenwerfern und  
Haubitzen,  
Warum schrickst du vor der Tat und ihren Flammenblitzen,  
Zitterst, bebst, wenn der Granatwurf saust?  
Mensch, wenn du im Rausch die Gegenwart vernichtest.  
Warum bebst und weinst du, wenn du Zukunft sichtigst,  
Warum stürzt du, was du einmal wieder auferbaust?!«

So stand mit rätselhafter schicksalsvoller Stirne,  
Umzuckt vom Glanz und Lichtgesang der Firne  
Der Mensch und schrie in unnennbarem Weh.  
Kühn schwangen sich der Augenbrauen Bogen,  
Darunter blaute Sturm und Donnersang der Wogen:  
Der Augen gletscherhafter See.

### Oskar Maria Graf: An die Straßen

In euch ist etwas wie die größte Inbrunst, Straßen,  
wenn ihr, den Tag durchfurchend, ineinanderfließt wie  
Ströme aufgelöstes Wirbeldämmergrau,  
das durstwild, berstend allen süßen Ruhetraum, nach  
Sonne sehnt! –  
Nicht schaukelt euch die Sanftheit milder Wiese, die  
der Demanttan  
frohlockenden Tages wie schimmernde Melodie  
dem lerdurchsungenen Himmel bietet. –  
Ihr seid  
die wilden Bette, wo die Schrillheit  
alles heldisch-großen Lebens brütet –  
der Städte Feuerzungen, die den ewigen Bereitschaftsruf  
sieggläubigen Mutes prometheisch in hohe Horizonte  
ausposaunen! –  
Legionen Schritte, sonnverlechzt, noch zitternd vom  
Millionengruß  
der unbekanntten Brüder, vereinen sich zu letztem Muß.  
Wohlan! Ich war nur Wrack,  
wehrlos und unterjocht vom kleinen Stücketag!  
Nun glüh' ich euch entgegen! Brücken  
wölben sich! Alleinheit fällt,  
wenn euch mein Fuß befühlt, asphaltne Riesenrücken!  
Ich, Pilger, noch von schwanker Hoffnung kommend,  
erstarke, wenn ihr mich umarmt, von kühner  
Werkvollendung stammend!

## Karl Bröger: Der steinerne Psalm

Unsere Straßen klingen  
Von Stimmen alter und neuer Zeit.  
Edle Kirchen und Häuser singen  
Schönstes Lied der Vergangenheit.  
Über Firste und Erker, traulich im Winkel verschmiegt.  
Noch ein später Glanz verblaßter Tage sich wiegt.  
Aber Kamine und Essen, trotzig gereckt in den Wind,  
Heulen herrisch: Heute ist heute! Wir sind!

Jeder Stein erklingt unter deinem Fuß,  
Schickt ein Haus dem andern Haus seinen Englischen  
Gruß.  
Jauchzt die Esse steil aus rauchgeschwängelter Luft,  
Tönt der Kirchturm Antwort aus seinem marienseligen  
Himmelsduft.  
Dome, Kapellen, für Beter gewölbtes Schiff,  
Bahnhofshallen, Fabriken, von Arbeit durchstampft,  
durchgellt von Sirenenpfeiff,  
Ihre Stimmen münden aus Duft und Weihrauch, aus  
Dunst und beißendem Qualm  
Alle in einen riesenstimmigen Lebenspsalm.

»Wir sind gebaut auf schwankendem Erdengrund.  
Wir sind gebaut von einem schaffenden Menschenbund.  
Stehn wir auch längst von allen Gerüsten entschält,  
Bleibt doch des Werkes Ruhm in Ewigkeit ungeschmält.  
Schlafen auch Maurer und Steinmetz längst in finsterner  
Gruft,  
Recken wir doch ihr Werk in hellste Himmelsluft.  
Künden wir jedem Auge, das uns liebend schaut:  
Wir sind gebaut!  
Wir sind von einem schaffenden Bund gebaut.«

Wo die Stadt sich verläuft am blauen Himmelsrand,  
Reicht das letzte Haus dem ersten Baum die Hand,  
Summt noch ins Rauschen der Wälder von diesem  
  Psalm ein Klang ...  
Unsere Stadt ist ein mächtiger steinerner Lobgesang.

#### Richard Dehmel: Wahre Geschichte

Ein Bauer baute ein Haus neu ins Land.  
Über Nacht schrieb ein Nachbar an die Wand:  
Dies Haus is nich scheen.  
Der Bauer schrieb drunter mit fester Hand:  
Davon wirst du wohl einen Hundsforz verstehn.

#### Aus: »Otto Wohlgemuth: Die Zehn Sonette des streikenden Bergmanns«

Ich weiß von Schlachten, die verborgen dröhnen,  
Die kein Bericht dem Volke täglich kündigt.  
In tiefen Schluchten, die kein Aug' ergründet,  
Weiß ich von Truppen, Männern, Greisen, Söhnen,  
Die todverachtend vortreiben ins Grauen,  
Und keine Mühsal, keine Schrecken kennen,  
Ob gleich die Herzen tief vor Sehnsucht brennen,  
Einmal Gerechtigkeit und Glück zu schauen.  
Es war schon immer so. Kein friedlich Ende  
Schafft Rast und Ruh. Die hageren Kämpfer wissen  
Nicht mehr, um was es geht. Vergrämt, verbissen,  
Vom Vater nimmt der Sohn in seine Hände  
Die schweren, abgenutzten Waffen. Sinnend  
Geht er ans harte Werk, im ewigen Wechsel  
Täglich neu beginnend.

\*\*\*

Wir Fröhner tief im Schachte, Schaffende in der Erden,  
Erfassen das Gewaltige dumpf und unbewußt.  
Den Prengel in den Händen, nackt die narbige Brust,  
Von Gift und Gas umschwält und grauen Todsgefährden,  
Besteigen wir die Schale über'm Grunde,  
Und grüßen, sinkend, kaum das Tageslicht.  
Der Schachtbaum schwankt, der Stollen drunten bricht,  
Nur matt ein mühsam Lämplein hellt die Runde,  
Wo, finster kämpfend mit den Nachtgewalten,  
Die Leiber, erdigdampfend, vorwärtsscharren,  
Wo hart die Eisen in den krampfgekrallten,  
Schwierigen Fäusten wild und machtvoll starren,  
Wo steter Hammerschlag das Hirn durchbraust.  
Und Hitze, Enge, Dunkelheit, zerrüttend  
In der armen Seele haust. [...]

\*\*\*

Und Tag für Tag und wieder Tag für Tag,  
Früh klingt das Glöcklein am verhaßten Morgen,  
Mit harten Schuhen wandern trübe Sorgen,  
Das Herz schlägt bang bekümmert leisen Schlag.  
Und immer das Gezäh ist neu geschliffen,  
Und immer wieder neu zusammenrafft  
Der Menschegeist die letzten Funken Kraft  
Und rüttelt am Geschick mit markigen Griffen.  
Aus dunklem Denken weh und brennend steigt  
Verzweifelnd mahrend stets der Notschrei: Wann? –  
Ach, Last und Leere macht zum Kind den Mann.  
Schon längst weiß er nicht mehr, was alles ist,  
Müd und enttäuscht die Seele dumpf vergißt  
Ihr Recht auf Güte, Schönheit, Glück, –  
Und alles schweigt.

\*\*\*



Durch all dies weht ein schwermütiges Weinen  
Das der Gezeichnete allein vernimmt.  
Und seine Augen sehen, wie es glimmt,  
Tief alle Dinge ihm verbunden scheinen.  
Und Zwiesprache hält leise seine Seele.  
In den geheimsten Gängen die Gedanken  
Sehn Liebe, Heimweh, Glück und Sehnsucht kranken.  
Sehn Fluch und Zorn, sehn Trägheit, Schuld und Fehle.  
Und immer dies: Ein brünstiges Verzehren  
Nach dem, was war und wieder kommen soll,  
Ein übermächtig, krankhaft Heimbegehren.  
Ein Denken, schwankend zwischen Scham und Groll,  
An grünes Land, an Bäume, Frucht und Blumen,  
An Sonnenschein und Tau und eine Hand  
Voll dampfender Ackerkrumen.

\*\*\*

Und brach sie nun, die tierische Geduld,  
War's, weil zu übermächtig ward das Härmen,  
War's, weil der Hunger krampfte in den Därmen,  
War's die Verelendung, und ganz die Schuld  
Der Totengräber, jener gottverfluchten.  
Am Menschentum, die alle Welt verwirrt,  
– weh, daß nun heimatlos die Liebe irrt, –  
War's derer Schuld, die Glück für sich dort suchten,  
Wo Glanz und Blende war anstatt Verstehen,  
Die, vom Erfolg umschmeichelt und in Banden,  
Das Heiligste, das Volk nicht mehr verstanden,  
Die jetzt noch, Fluch im Blute, trotzig sehen  
Was noch zu retten ist am Trümmerhauf. –  
Wir fahren wieder ein. – O armes,  
Deutsches Volk! Glück auf!

## Christoph Wieprecht: Friede

Die elektrische Bahn in rhythmisch sausendem Schwung  
Trägt mich durch der Großstadt wogendes Meer.

Dämmerung –

Strömender Regen. Der Horizont bleifarbig verhängt.  
Aus der Fabriken steinernen Kratern zwängt  
Sich, vom Weststurm gejagt, in finstern Ballen der Rauch;  
Der Mittagschicht Arbeitsgedröhn; Maschinengefauch!  
Deutschen Triumphes notletzte Kraft. – – –

In mir ist es Nacht. Tiefschwarze traumdunkle Nacht.  
In mir jagen die Wolken, die Millionen Leben geballt,  
Dröhnen die Hämmer, die durch tausende Jahre geballt,  
Weinen Soldaten und Mütter, die durch Nächte gewacht,  
Stöhnen die Männer der Arbeit. – Nacht – Nacht – Nacht –

Warum, Seele, das Dunkel, das nicht mehr weicht?  
O, keine Sonne mehr – keine Sonne mehr steigt  
Aus des Ostens verheißender purpurner Glut –  
Stirb nicht, o Seele – du bist göttliches, ewiges Gut.

Häuser fliegen vorüber, Schaufenster erglühn im  
elektrischen Licht;  
Gleißender Glanz – doch die grausigste Not und das  
Elend bricht  
Aus Mauern und Steinen, aus Kindergesichtern,  
todkündend, bleich  
Dämone jubeln über dem sterbenden Reich.

Der Motor rast. Der Wagen saust an erschütterndem Weh  
Vorüber durch drückende Straßen zur großen Allee.  
Blumen- und Früchteverkäufer, Autos, Lärmen und  
Schrei'n –  
Ich senke den Blick in die Menschenlawine hinein.  
Such' sie zu fassen, zu bergen in meiner Seele voll  
brennender Qual –

All diese friedsuchenden Menschen mit des  
Bruderkampfs blutigem Mal.  
Nirgendwo Licht? Nirgend ein Stern?  
Aber dort an der Straßeninsel – blitzt es nicht fern?

Dort flattert es weiß, wo die Leiberwoge sich bricht.  
Wagen – so halt – ich suche des Himmels Licht!  
Er bremst – hält. Ich spring' in die wogende Menge hinein,  
Steh' vor einem Krieger mit hölzernem Bein –  
»Das Neueste« singt seine Stimme – es hält  
Sein zitternder Arm den – Heiland der Welt!  
Mit bebenden Händen stürz' ich, ein Trunkner im  
Wogen der Stadt –  
Greife – fasse – lese – das Extrablatt:

Versailles, den 28. Juni 1919.  
Drahtbericht. Der Friedensvertrag ist, wie vorgesehen  
war,  
Nachmittags um 3 Uhr im Schlosse unterzeichnet wor-  
den.

-----  
Kreist das Gestirn noch in ewiger Bahn?  
Endlich zerrissen der blutige Wahn?  
Friede – Friede – Friede – -----  
Von irdischen Fesseln sich lösend, schwingt sich mein  
Geist zum Äther hinauf,  
Küßt Sterne und Sonne, der Ewigkeit Lauf.  
Aus dem Pfuhl der Verzweiflung, aus Finsternis  
Endlich zum Licht!  
Und ich küsse alle Schönheit der Welt, das große,  
unendliche, blühende All,  
Alle Brüder der Erde – Turkos, Zuaven und Schwarze  
vom Senegal.  
Und mein Geist schwingt sich weiter zu Trümmern,  
zerrissenem Land;  
Wo die Gräber sich türmen, seh' ich betend die Hand

All der Millionen Toten zum Himmel sich heben; hör'  
ihren Ruf:

Gott, der das blühende Leben schuf.  
Der Sonne und Sterne in ewigen Kreisen lenkt,  
Gib, daß sich die Liebe zur Erde senkt!  
Töte den Haß, der stammend noch über den Gräbern wacht –  
Reiße die Menschheit aus blutschwangerer Nacht!

---

In mir wird es still.  
Ich fühl' in meinen Händen zerknittert das feuchte Pa-  
pier  
Mit den eiskalten Worten, diktiert vom Rate der Vier;  
Seh' wieder die wuchtende Wirklichkeit,  
Seh' mein Deutschland gefesselt im Arbeitskleid.

Haß oder Liebe – Kampf oder Friede – wer steigt empor?  
Wer schwingt im Triumph sich durchs Weltentor? – – –

Versailles! Glanzstätte Ludwigs des Vierzehnten, sei  
mir begrüßt!  
Auch für dich, Sonnenfürst, hat die Welt in furchtbarer  
Marter gebüßt.  
Roi soleil! Lebt noch dein Geist in des Schlosses  
verblichener Pracht;  
Zündend Goldgier und Haß mit lebendiger Macht?  
Doch Sonnenfürsten erstanden von Geschlecht zu  
Geschlecht  
In allen Zonen der Erde – schufen Sklaven, Heloten,  
zertraten das Recht,  
Schwangen prunkglitzernd die Peitsche, rissen den  
Himmel zur Erde herab,  
Gruben hohnlächelnd Friede und Liebe das Grab.

---

Völker der Erde! Werdet ein einziger geistiger Leib,  
Den die Liebe köstlich befruchte wie der Same das Weib,  
Daß die Fesseln sich lösen, die den Staub noch umschnürt,  
Und die Erde lichtschrön, glorreich den Heiland gebiert!

## Heinrich Lersch: Der fleißige Schmied\*

Dank dir, mein Schicksal, daß du mir in meine Hände  
einen Hammer gabst!

Wenn ich dich fleißig auf den Amboß niedersausen lasse,  
sehe ich Goldstücke um meine Füße springen.

Ich hämmere und hämmere zu:

Eine Eisenbahnstrecke sehe ich aufgetan, von meinem  
Amboß an fliegt sie geradenwegs in die Welt hinaus und  
schießt durch tausend Bogen und Wendungen bis an die  
Grenzen der Erde.

Ich hämmere und hämmere zu!

Nach viel, viel Millionen Hammerschläge kann ich mich in  
einen funkelnden Zug setzen und mit meinem Weibe in  
irgendeine fremde Weltstadt fahren. Für drei schöne Tage  
mit Freund Leifhelm in Berlin sein, in die Museen gehn  
und am Abend im Schauspielhause einem Drama zuschaun  
–

Ich hämmere zu und hämmere zu:

Um eine kleine Woche lang in der Heide zu wohnen, über  
die Unendlichkeit der weiten Flächen hinzuträumen; meine  
nach allen Fernen dürstende Seele auf einem dunkeln Wa-  
cholderbaume ausruhen zu lassen und über die geliebten  
Städte hinzulächeln wie ein Riese über sein Spielzeug.

Ich hämmere und hämmere:

Pfingsten fahren wir auf einem weißen Dampfboot den  
Rhein hinunter. Nach Holland: In Rotterdam und Leyden  
zeige ich meiner Frau die alten Handwerksburschenstraßen  
nach Dortrecht und den Haag.

Ich hämmere und hämmere:

\*Aus den »Gesängen von Feuer, Eisen und vom starken  
Arm«.

Die Nordsee, die Flut, das ewig lebende, bebende Wasser, seine springenden Fluten, die weißglühenden Dünen und lebendige Sonne über allen tanzenden, wogenden und rauschenden Wassern.

Oh, mein Meer, meine ewige Sehnsucht, Braut meiner Seele, drei festliche Tage will ich dich besitzen als mein eigen, reine Flut Gottes!

Oh, hämmere, mein Hammer, härter hernieder, prasselt ihr Schläge, bebenden Schwungs, holt mir das weiße, funkelnde Meer in meine Schmiede, holt mir die Erde und all ihre Städte her.

Oh, laß mich hämmern und hämmern! Klinge hinaus, mein Gebet, schlagender Schall, daß mir die Erde treu bleibe und meine Lust an ihr, daß mein Weib gesund bleibe und stark mein Arm!

Oh, daß ich hämmern und hämmern kann! Aus dir, mein Schicksal, starke Freude wie aus rohem Stahl zu schmieden, daß ich dir danken kann, mein Schicksal, daß du in meine Hände einen Hammer gabst!

## Das Feuer

Der Junge zieht das Gestänge des Gebläses; hinauf, hinab gehn seine mädchenhaften Arme. Ich stehe am Herde, die verschlungenen Hände auf die Zange gestützt.

Wir sehen beide ins offene Feuer hinein: wie die Flammen aus dem glühenden Kohlenhaufen brechen! Wie sie sich vermischen! Wie der wolkige Rauch braun und gelb aufquillt, die Flamme bedrängt, selbst Flamme wird, verschlungen, verzehrt von der strahlenden Glut — — —

Wie sich die Flamme steigend erhöht, breit wird und in einer Spitze verschwindet, wie immerzu kleine Flammen aufbäumen und in eines Augenblicks Länge zusammenschlagen, —

Wie sich gelbe, rote, blaue, braune Flammen ineinander-  
treiben und an sich erglühen,  
Daß immer wieder aus dem schwarzen Kohlenhaufen die  
reine Flamme steigt, immer wieder und immer wieder  
Flamme, die aus Glut geboren, leuchtend, wärmend sich  
verzehrt. –  
Der Lehrjunge und ich, wir sehen in die Flamme hinein,  
sehn immer hinein und schauen nicht um uns und nicht  
neben uns, bis ich den Kopf wende und in des Jungen  
Gesicht blicke.  
Da schaut er mich auch an. Wir schauen uns beide an.  
Sagen nichts und lächeln uns zu, denn jeder fühlt eine  
Freude in sich.  
Freude, die von der roten Flamme ausgeht, mit Licht und  
Lächeln unser Gesicht überläuft und in unser Herz sinkt. –  
Wir beide sehn wieder ins Feuer hinein, der Junge und ich.  
Wir sagen nichts. Aber wir wissen beide, daß wir aus der  
Flamme glücklich sind.

### Christoph Wieprecht: Tiefenfahrt

Der Zechenschacht versinkt im Abendgrau;  
Auf blitzen Lichter im Maschinenhaus,  
Und aus dem Rädertakt und Werkgebraus  
Hebt sich, ein Erdengott, der dunkle Bau.

Jahrzehnte ging an ihm vorbei mein Weg,  
In jedes Tagwerk warf er seinen Riesenschatten;  
Er folgte mir durch Sonnenglast auf grünen Matten  
Bis zu des Hochgebirges fernstem Steg.  
Und immer hört' ich seinen Lockgesang:  
Komm zu mir in die Tiefe, die dein Hirn durchdrang;  
Der Öfen Glutschein sahst du, hörtest die Maschinen  
Mit Donnerbrüllen durch dein Leben rasseln;  
Du sahst das Erz auf Eisenfliesen prasseln,

Sahst glitschend es im Flammenmeer zergehn –  
Und als Triumph der Arbeit funkelnd auferstehn.  
Hephästos schlug dich früh in seine Bande  
Und wob um dich der Arbeit Glorienschein –  
Doch kraftberauscht, verlassen standest du allein  
Und zogst, nach Göttern suchend, irrend durch die Lande;  
Komm in die Tiefe – hier ist Gott – – – – –

Die Sterne blühn. Des Himmels dunkelblauer Samt  
Grüßt schweigend. Fernab flammt  
Des Hochwalds Schlackenhalde glutend durch die Nacht;  
Sang, Lärm verrauscht. Mit schwarzen Armen winkt  
der Schacht.

Hinein. Mein Freund faßt führend meine Hand.  
Auf fliegt das Gatter und der Korb ist frei;  
Glückauf! Mir klingt der Gruß wie urweltalter Schrei –  
Aus einem längst versunkenen schönen Land.  
Ein Glockenschlag. Ein Ruck – ein Sausen – – –  
----- siebte Sohle – – –  
Ade, du Welt, dein nächtlich wimmerndes Gejohle  
Lass' ich, in Andacht schauernd, dir zurück;  
Ertanzt, ihr staubgeweihten Leiber, euer Glück –  
Ich steh' hier an der Schöpfung Anfang – Ende –  
Ich beug' das Knie und falte stumm die Hände.

Ein Riesengrab. Glühlampenschein  
Durchflutet Schacht und Gänge bis zur Wettertür –  
Als ob der Allmacht Odem brausend durch die Weiten  
führ'.

Wo Nachtunendlichkeit durchzuckt ein Lämpchen trüb  
und klein. [...]

-----  
Die Nacht verrinnt – und wieder nimmt das Seil mich auf,  
Trägt wie ein Stäubchen mich zu Licht und Tag hinauf –  
Zum Morgenlicht –



Das webt um Schacht und Eisenwerk ein Purpurkleid –  
Doch vor mir liegt – –  
Die unerforschte Ewigkeit.

### Gerrit Engelke: Tagebuchblätter aus der Zeit des Krieges

Was dem gewöhnlichen Menschen hinter der auseinanderstrebenden Vielgestaltigkeit des Seienden verborgen, in Wahrheit aber da ist, von Anfang zu Anfang – bewirkt sich in jedem neuen Dichter immer wieder neu: Die Einheit aus der Zusammenfassung der Dinge.

\*

Soll der lebende und erlebende Dichtermensch welthingegen der vollkommene Idealist sein, so ist doch der Künstler und Könnler in ihm der reine Egoist, der alles, was er brauchen kann, in sich saugt und dem dies Brauchbare, ob er will oder nicht, unter der Hand zu Form und Gebild wird.

\*

Welche Unendlichkeit zwischen Pol und Pol. Hier: Walt Whitmans Reich, sein unheimliches Höhentempo, das alles Sichtbare: Gebirge, Völker, Kontinente zur Größe zusammenreißt – und da: das unermessene Reich des Unsichtbaren – Mikroben, Bazillen, Infusorien, Protoplasma, Keimzelle – groß wie unsre Welt.

\*

Der Staat an sich ist absolut amoralisch, rücksichtslos oder gewalttätig, gerecht oder ungerecht, menschlich oder unmenschlich, je nach eigenem diktatorischen Bedürfnis.

\*

Marc Aurel. – Von den »Selbstbetrachtungen« dieses heidnischen Gläubigen und prachtvollen Menschen läßt sich eine Linie der Wesensverwandtschaft und gleichen Glaubenskundgebung über Walt Whitman zu dem Weltfrommsein unserer heutigen jungen Dichtergesellschaft ziehen. Nur daß da, wo jener immer das Finstere, den Tod sieht, wo jener letzten Endes vielleicht ein haltungsvoller Pessimist von Würde ist, – diese freudig das Gebärende in aller Tagesbuntheit erblicken – denn sie sind die Jugend und das Lebende.

\*

Eine Dichtung habe nicht nur redende Stimme, Gedanken, Idee – sondern auch tragenden Körper, Fleisch und Bein, wodurch jenes erst in plastische Wirksamkeit gesetzt wird. Je restloser sich beides durchdringt, um so vollkommener ist die Dichtung als Kunstwerk an sich. Erst nach dem Erfüllen dieser Grundbedingung kommt der innenwohnende Gehalt, Größe und Eigentümlichkeit der Idee oder zusammenfassenden Anschauung zur Bedeutung.

\*

Das Geheimnis dichterischen Schaffens besteht in dem, daß der Dichter vermöge seiner Einfühlungsfähigkeit mehr unbewußt denn absichtlich denselben Grad der rhythmischen Schwingungen erreicht, den die dargestellten Dinge, also etwa eine Lokomotive, ein Baum, ein menschliches Herz, inne haben. So könnte es denn bei vollkommener Übereinstimmung nicht möglich sein, daß um die Dinge

geredet wird, sondern daß sie aus sich selbst nach ihren eignen Gesetzen gestaltet werden.

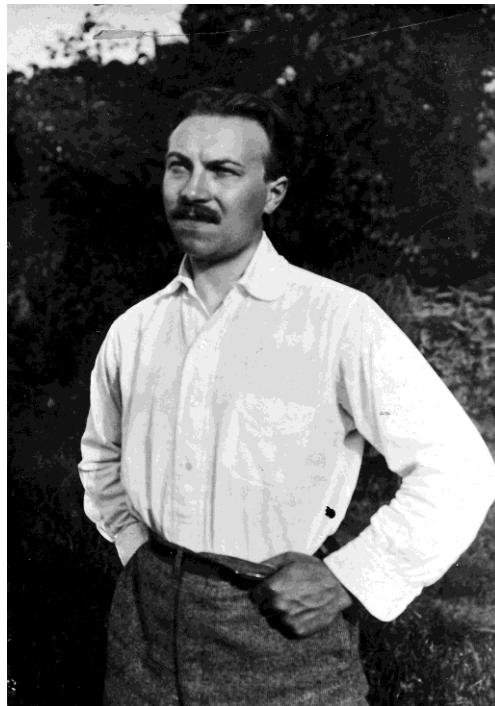
\*

Warum solch Geschrei um die Futuristen und Kubisten? – sie geben doch nur unvollkommene Kunst, glänzende Einseitigkeit. Sie geben chaotischen Inhalt ohne zusammenzwingende Form. Gewiß ist der umschließende Bogen der Form in allen Künsten weitergespannt vor der wachsenden Fülle des Zeitstoffes – hier aber ist er überhaupt nicht da – und er muß immer da sein. Die Form kann eben gar nicht da sein, da die Futuristen und Kubisten, die Formgrenzen ihrer Kunst verkennend, ganz unmögliche Gebiete wählen. Wirbelndes Leben, Bewegtheit kann nun, und nur in einigen Fällen der Dichter oder der Lautmalende Orchesterkomponist darstellen. Doch werden beide Darstellungsweisen – immer unzugänglich sein.

Der bildende Künstler (im stärksten Maße der Plastiker) kann jeweils immer nur eine Erscheinung (ausnahmsweise wohl einige, wenn sie ganz in Ruhe verharren) aus dem Leben greifen und dann zum vollkommenen Kunstwerk (das ist: vollständige, wechselseitige Durchdringung von Form und Inhalt) ausgestalten; nie aber Dutzende rastloser Bewegungen.

Kandinskys »Improvisationen« können beim Beschauer nur Interesse für die raffinierten Farbenzusammenstellungen und (bestenfalls) rhythmomusikalische Gefühle erwecken. Sinkt im ersteren Falle für den Menschen mit einfachem Kunstverstand diese Kunst zur Dekoration herab – so wird sich im letzteren der »Einfühlende« des Eindrucks der kindisch-raffinierten Primitivität dieser »Klänge« nicht erwehren können – es ist so, als wollte ein Dichter durch gehäufte Alliteration Musik machen, als wollte ein Orchester nur stumpfe Rhythmen ohne sinngebende Melodien darbieten – es ist Unzulänglichkeit!

Es ist auch hier, im Futurismus und Kubismus wie in manchen Gebieten der anderen Künste, nur eine Schärfung der Ausdrucksmittel erreicht, die unter dem Drucke der Übertreibung, der neurasthenischen Überhitztheit, der falschen oder maßlosen Anwendung zur Zersplitterung, zur Auflösung dieser Kunstrichtung führen müssen. Wir wollen Kunstwerke, die wie Blöcke eingezwungen sind!



*Gerrit Engelke*

Aus Josef Winckler: »Siebzehn Legenden aus dem Irrgarten Gottes«

Fabrikarbeiter:  
Ich will Lohn! Lohn! Nichts als Lohn!  
Bergarbeiter:  
Ich will die Diktatur. Zur Räterepublik!  
Straßenbahnschaffner:  
Ich will den Achtstundentag!  
Fuhrknecht:  
Ich Aufteilung von Feld und Wald und Flur!  
Ziegelarbeiter:  
Ich Tarif-Revision und zehn Prozent Aufschlag!  
Dockarbeiter:  
Fort mit Akkord!  
Bureauschreiber:  
Fort mit der Anciennität!  
Gemüsehändler:  
Ich ford're freien Handel!  
Volksschullehrer:  
Ich ford're Parität!  
Dissident:  
Ich statt Konfession ethischen Unterricht!  
Kommunist:  
Hoch die Diktatur des Proletariats!  
Alle:  
Es lebe die rote Internationale! Hoch!  
Heraus zum Kampf! Hoch! Hoch! Hoch der Klassen-  
kampf!  
Kleinbürger:  
Wir stehn zu euch!  
Eisenbahner:  
Wir Hunde des alten Staats  
Stehn zu euch! Vorwärts! Macht Dampf!  
Student:

Ja, stellt die Bahnen still, laßt die hungernden Städte  
schrein!  
Reißt die Seilfahrt ab, ob in Krankenhäusern der Ope-  
rierte erfriert!  
Mauert den Bourgeois in Finsternis ein!  
Eh' euch Jahrtausende wieder verschütten, eh' ihr ganz  
vertiert!  
Ertrotzt, erkämpft, erpreßt, Lohnsklavenscharen, aus  
sinnloser Arbeitsbürde  
Eine Handvoll Sonne, einen Brocken Freiheit, einen  
Krumen Menschenwürde!  
Nur ein Stündchen Feierabend vor Nacht!  
Ein Stündchen früher aus dem Schacht!  
Ein Stündchen früher die Kontore zugemacht!  
Ein Stündchen, ja ein Stündchen früher Pflug und Kel-  
le heimgebracht –  
Brot hat die Erde, auch wenn ihr weniger euch plagt!  
Parteisekretär (U. S . P.):  
Auf die Barrikaden! Auf die Barrikaden!  
Schmeißt die dreisten Fresser aus Kaffees und Theatern!  
Reißt die feisten Erpresser aus den Fiakern!  
Auf die Barrikaden! Auf die Barrikaden!  
Volk! Volk! Volk! Entroll' die Blutfahne! Mach Schluß!  
[...]

Franz Werfel! Anton Wildgans! Leonhard Frank! Wie ihr  
auch alle heißt, Junge Dichter, was überwältigt euch  
nicht vergewaltigender Opfergeist?  
Glaubt ihr, pfingsthäuptig, was ihr kündet?  
In chiliastisch brausender Schwörung verbündet?  
Aus dem Taifun der Welt aufjubelnd, von größ' rem  
Heiland entzündet?  
Und doch ist unter euch kein Luka? Kein Vinzenz Paul?  
Keine heilige Elisabeth?  
So geht!  
Schön tönende Worte lindern nicht mehr diese Not!

Mythos-Beispiel, Trost der Tat tut not!  
Denn höher als ihr steht der geringste geschorene Or-  
dens-Knecht, der riesenhaft dienend, tausendmal sich  
neigend  
In kalter Vigilie Gott vollendet, Paradiese auf Kranken-  
Höllen niederschweigend.  
Ich forder' Einstehn! Ich forder' Probe! Ich  
forder' Attribut! Mut Aufrührerischer Selbst-  
erneuerung! Mission nur ist's, die heut noch Wun-  
der tut!  
Falschmünzer der Liebe! Mode-Büßer! Wohlgebettete!  
Ihr seid  
Die faulen Bläser dieser faulen Zeit!

## Nachwort

Auch über 100 Jahre nach ihrer Gründung findet das literarische und bildkünstlerische Schaffen der *Werkleute auf Haus Nyland* noch Aufmerksamkeit.<sup>1</sup> Der Gruppierung

---

<sup>1</sup> Dies zeigen zahlreiche literaturwissenschaftliche Beiträge, teilweise auch jüngeren Datums. Genannt seien: Ulrich Breuer: *Weimar in Hopsten? Die Werkleute auf Haus Nyland als literarische Vereinigung*, in: *Westfälische Forschungen*, 4/1997, S. 117–136; Wolfgang Delseit: *Richard Dehmel als Förderer von Josef Winckler. Der Schriftsteller als Förderer junger Talente*, in: Dieter Breuer (Hg.): *Die Moderne im Rheinland. Ihre Förderung und Durchsetzung in Literatur, Theater, Musik, Architektur, angewandter und bildender Kunst 1900–1933. Vorträge des Interdisziplinären Arbeitskreises zur Erforschung der Moderne im Rheinland*. Köln 1994, S. 59–73; ders./Peter Herschgens (Hg.): Ernst Isselmann (1885–1916). Rees 1994 [Kat.]; ders.: »Also feste an die Arbeit.« *Technik, Literatur und Kunst: die Industrie-Mappe (1913)*, in: Verein August Macke Haus e. V. (Hg.): *Franz M. Jansen. Frühe Zyklen 1912–1914*. Bonn 1994, S. 140–156; ders.: *Avantgarde der Industriedichtung: Die Werkleute auf Haus Nyland*, in: Konrad Ehlich, Wilhelm Ehler und Rainer Noltenius (Hg.): *Sprache und Literatur an der Ruhr*. Essen 1995, 2. Auflage 1997, S. 149–165; ders.: »Haus Nieland« in Hopsten – Töddenstrube und Literatenwinkel, in: *Literatur in Westfalen 4* (1998), S. 313–328; Dirk Hallenberger: *Industrie und Heimat. Eine Literaturgeschichte des Ruhrgebiets*. Essen 2000, S. 113–137; Uwe-Kai Ketelsen (Hg.) *Quadrige. Vierteljahresschrift der Werkleute auf Haus Nyland*. Ausgabe Herbst 2012. Reprint. Bielefeld 2010; Franz Rudolf Menne: *Der Industriedichter. Literarische Anfänge mit den Werkleuten*, in: Wolfgang Delseit/ders. (Hg.): *Josef Winckler 1881–1966. Leben und Werk. Arbeitsbuch zur Ausstellung*. Köln 1991, S. 22–41; Ulrich Ott (Hg.): *Literatur im Industriezeitalter*. Marbach/N. 1987, S. 640–663; hingewiesen sei ferner auf das Künstlerprojekt *Das Doppelgesicht der Großstadt. Carlo Mense, Josef Winckler und die Werkleute auf Haus Nyland*. Steinfurt 2002 [Kat. zur Ausstellung Kloster Bentla-



wird attestiert, dass sie »stilbildend« für eine neue Industriedichtung gewesen sei, ja diese erst für die deutsche Literatur erschlossen habe. Josef Wincklers *Eiserne Sonette* gelten vielen als die erste geschlossene Industriedichtung des 20. Jahrhunderts überhaupt.<sup>2</sup>

Auf der anderen Seite traten die Nyland-Dichter mit kriegsverherrlichender und präfaschistischer Literatur hervor. Viele ihrer Texte »bestürzen« den heutigen Leser zudem »durch die hypertrophe Selbsterhöhung der Dichter«<sup>3</sup>. Eine solche Programmatik, die von Anfang an zum Kern der Bewegung gehörte und die mit oft markigen, geradezu marktschreierischen Worten einherging, gilt es nachhaltig zu hinterfragen.

Die Form eines Lesebuchs scheint ein geeignetes Medium, um die vielen Facetten der *Werkleute*-Bewegung anzudeuten. Es versammelt erstmals verstreut erschienene und oft nur noch schwer greifbare Quellen.

---

ge/Bonn/Münster 2002, mit Beiträgen von Gertrude Cepl-Kaufmann, Wolfgang Delseit, Hendrik Jackson, Sabine Scho und Susanne Schulte]. – Bei ihrer Gründung berief sich die Dortmunder *Gruppe 61* um den Bibliothekar Fritz Hüser und den Autor Max von der Grün ausdrücklich auf die rheinisch-westfälische Dichtervereinigung *Werkleute auf Haus Nyland*.

<sup>2</sup> Breuer (Anm. 1) zählte die *Werkleute*-Vereinigung zu »den zahlreichen und heterogen motivierten Vereinigungen und Organisationen des Kaiserreichs, die als frühe Träger der modernen Massenkultur« angesehen werden können. Ihr komme »das Verdienst zu, die innerhalb der »schönen« Literatur lange verpönten Themen Technik und Arbeit als literarische Sujets etabliert zu haben. Damit wollten die *Werkleute* an der Selbstaufklärung des 20. Jahrhunderts mitwirken, sie wollten »beitragen zum Verständnis der gewaltigsten Lebensformen der Jetztzeit, der Industrie und Technik, denn ihnen verdanken wir alles, was wir sind.« (S. 117)

<sup>3</sup> Zitiert nach Hallenberger (Anm. 1), S. 117.

Zwei Personen stehen maßgeblich hinter dem *Werkleute*-Projekt, Josef Winkler (1881–1966) und Wilhelm Vershofen (1878–1960). Ihre literarischen Ambitionen speisten sich aus einem »Gemenge aus Dichterehrgeiz, Sendungsbewußtsein, Erinnerung an gemeinsame Jugendideale und handfesten ökonomischen Interessen«<sup>4</sup>. Vershofen, damals Oberlehrer in Jena, war die treibende *organisatorische* Kraft, während Winckler, der Sohn eines Salinendirektors aus Rheine, der damals in Moers eine Zahnarztpraxis unterhielt, über das größere *literarische* Talent verfügte. Beide kannten sich aus gemeinsamen Bonner Studienzeiten. Dritter im Bunde war ein weiterer Studienkollege, Jakob Kneip (1881–1958). 1904 gab das Trio die Gedichtsammlung *Wir drei* heraus, in dem Vershofen bereits das Thema »Industrie« behandelt, während Winckler das experimentell-expressionistische Gedicht *Die Litfas-Säule* beisteuerte, mit dem er sich neue sprachliche Formen erschloss. Kneip huldigte hingegen noch ungebrochen romantischen Lyriktraditionen.

Bereits bei *Wir drei* ging es den Herausgebern um das Einnehmen und Sichern »exklusiver« Positionen innerhalb des bürgerlichen Kulturbetriebs: »Die Strategie der Publikation zielt [...] auf die Identifizierbarkeit einer Integrationsstrategie. Sie besteht in der latent explosiven Verknüpfung regressiver mit progressiven, traditioneller mit modernistischen, heimatlich-bescheidener mit imperial-ausgreifenden Gesten. Festzuhalten bleibt, daß die drei Autoren im Bildungsbürgertum beheimatet sind, daß sie aristokratische, christlich-konfessionelle und proletarische Denkweisen ablehnen oder doch modifizieren und daß sie sich auf dem Markt der klassischen bürgerlichen Kultur ein Segment sichern wollen. Zu ihren Adressaten gehört die Beamteneelite [...].«<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Breuer (Anm. 1), S. 118.

<sup>5</sup> Ebd., S. 122.

Beim *Quadriga*-Zeitschriftenprojekt sollte dieser Gemeinschaftsgeist acht Jahre später erneut zum Ausdruck gebracht werden. Allerdings unter modifizierter Konstellation. Kneip war nicht im Herausbergremium vertreten, sondern lediglich als Beiträger präsent. Das Gründungsdatum der *Werkleute* fiel auf das Osterwochenende 1912, im Sommer 1912 erschien der erste Band der Vierteljahrszeitschrift *Quadriga*. Die Beiträge erschienen anonym, wobei jedoch im Falle der *Eisernen Sonette* (ab Heft 2) eine personelle Zuordnung leicht möglich war – sie erschienen bereits 1913 separat und mit voller Namensnennung im Insel-Verlag.<sup>6</sup> Die *Quadriga* kam im Jenaer Verlag Bernhard Vopelius heraus und brachte es auf acht Ausgaben. Ein Vorbild war die zwischen 1909 und 1912 von Vershofen ebenfalls bei Vopelius herausgegebene *Jenaer Vierteljahrschrift für Kultur und Freiheit* mit einer Auflage von 3 000 Exemplaren. Mit der *Quadriga* hofften die Herausgeber 5 000 Käufer erreichen zu können, eine, wie sich herausstellte, zu optimistische Einschätzung. Die Auflage betrug beim ersten Heft 400, beim zweiten 500 Exemplare, später lag sie möglicherweise etwas höher. Allerdings ging fast die Hälfte, zumindest der ersten Hefte, in die Werbung.<sup>7</sup> Inhaltlich bot die *Quadriga* »Vermischtes«, was – wie beim Nachfolgeorgan *Nyland* – oft den Eindruck von Beliebigkeit erweckt. Der Erfolg stellte sich erst mit dem zweiten Heft ein, das 24 Sonette Wincklers enthielt. Die »bahnbrechende lyrische Komposition« der *Eisernen Sonette* fand größte Aufmerksamkeit und sicherte dem Verfasser einen, wie es heißt, »festen Platz in der deutschen Literaturgeschichte«.<sup>8</sup> Dieser Umstand und ein sich anbahnender

---

<sup>6</sup> Auch aus den in der *Quadriga* den Beiträgen beigegebenen Monogrammen, sogenannten Werkzeugen, ließen sich die Verfasseramen erschließen.

<sup>7</sup> Ketelsen (Anm. 1), Nachwort S. I.

<sup>8</sup> Menne (Anm. 1), S. 27.

ökonomischer Erfolg führten dazu, dass der renommierte Insel-Verlag eine Übernahme erwog, wozu es jedoch nicht kam.

Die literarische Qualität der Zeitschrift darf nicht überschätzt werden. In einer jüngeren Beurteilung wird ihr Epigonalität unterstellt: »Mochten sich Vershofen und Winckler auch noch so sehr um literarische und kulturpolitische Originalität bemühen, das zweite Heft der *Quadrige*, wie die *Quadrige* überhaupt, war – bildlich gesprochen – kein hochaufragender Gipfel im Meer der Vorkriegsliteratur, es ist eher einem Feld zu vergleichen, das von einer Anzahl markanter Fährten durchquert wird. Im Jahre 1912 erstaunte es nicht mehr sonderlich, wenn Literaten sich anboten, als geistige Führer in der Wirrnis der Zeit zu dienen und am Bauwerk einer nationalen, dem Stand der geschichtlichen Entwicklung entsprechenden Kultur mitzuwirken.«<sup>9</sup> Dem »wilhelminischen Mainstream« ordneten sich die »Werkleute« auch hinsichtlich ihrer kulturkritischen, an Nietzsche orientierten Tendenzen ein: »Indem sie das ›Schöne‹ mit dem fortschrittlich Neuen (und allzu bald auch mit dem Nationalen) verbanden, entsprach ihr Geschmack ziemlich genau demjenigen, den Heinrich Mann (1871–1950) im *Untertan* (1914/16) seinem Protagonisten Diederich Heßling zuschrieb. Überdies hielten sie trotz ihrer Begeisterung für industrielle Arbeitsweisen an traditionellen Vorstellungen von ›Kultur‹ fest, so daß es ihnen nicht gelang, der Zeitschrift (etwa durch Annoncenbeilagen) ein breiteres wirtschaftliches Fundament zu legen. Allenfalls Wirtschaftsführer traten (wie in seinem Gratulationsgedicht) als gestaltende Akteure auf.«

Die *Quadrige* hatte es allerdings auch nicht leicht, sich im expandierenden literarischen Markt zu behaupten. Um 1900 konkurrierten etwa 4 000 Publikationen – darunter ca. 300 in der einen oder anderen Weise literarische Titel –

---

<sup>9</sup> Ketelsen (Anm. 1), S. XIX.

um die Gunst des Lesers, »alte Organe wie *Die Grenzboten* (seit 1841), die *Deutsche Rundschau* (seit 1874) wetteiferten mit jüngeren wie dem *Kunstwart* (seit 1887), der *Neuen Rundschau* (seit 1890), der *Schönen Literatur* (seit 1900) oder dem *Charon* (seit 1904), um nur die wichtigsten zu nennen«. <sup>10</sup>

Winckler ging es jedoch nicht nur um die Herausgabe einer Zeitschrift und die Veröffentlichung eigener Texte. Ihm war daran gelegen, die *Werkleute* zu einem universellen Künstlerbund zu erweitern, dem auch bildende Künstler und auch Wissenschaftler, Bürgerliche, Kaufleute und beispielsweise auch Architekten angehören sollten. Eine entsprechend weit gefasste Satzung der Vereinigung findet sich im fünften Heft der *Quadrige* (Sommer 1913, s. S. 61f.). Im Bereich der bildenden Kunst führte diese Erweiterung zu vorzeigbaren Ergebnissen, konkret zu künstlerisch hochrangigen Mappenwerken der Maler Ernst Isselmann (1885–1916) und Franz M. Jansen (1885–1958) – eine weitere Mappe steuerte der Bonner Maler Carlo Mense (1885–1967) unter dem Pseudonym Otto Marto bei. <sup>11</sup> Grundsätzlich erhofften die *Werkleute*, sich

---

<sup>10</sup> Ebd., S. XXI.

<sup>11</sup> Bei der ersten Sonderveröffentlichung der *Werkleute* handelte es sich um die Kunstmappe *Industrie* mit Lithographien von Ernst Isselmann und Radierungen von Franz M. Jansen sowie Gedichten Wincklers. Sie erschien im *Quadrige-Verlag* und war bereits im Frühjahr 1914 vergriffen. Die Zeichnungen und Radierungen dieser Mappe bildeten die Grundlage einer ersten *Werkleute*-Ausstellung, die im Dezember 1920 in der Galerie *Reuß und Pollack* am Berliner Kurfürstendamm gezeigt wurde. Man organisierte weitere Ausstellungen mit literarischen und grafischen Arbeiten des *Bundes* in Buchhandlungen und Galerien Münchens und Breslaus, die von Lesungen und Vorträgen begleitet wurden. Zu den Großstadtbildern Menses/Martos vgl. den entsprechenden Beitrag im Kat. *Das Doppelgesicht der Großstadt* (Anm. 1).

durch eine funktionstüchtige Organisationsform besser Gehör im Kulturbetrieb verschaffen zu können: Vershofen kommentiert die Gründung der Vereinigung am 4. Januar 1913 mit den Worten: »Wer heute in unserm 65 Millionenvolk inmitten der Arbeits- und Genußfiebrigkeit kulturell zu Gehör kommen will, der muß Pioniere haben, der muß sich auf eine Bewegung stützen können. Ein paar Leutchen und seien sie voll des Geistes, ein noch so rühriger – und auch noch so bekannter Verleger vermögen das nicht. Goethe und Schiller haben zunächst auch ihre Bewegungen gehabt und damals war Deutschland noch so ruhig und klein, und hatte so unendlich viel Zeit. – Also es ist recht so, der Kern ist geschaffen, die Werkmannschaft ist gegründet.«<sup>12</sup>

Für den Zusammenhalt der Gruppierung war das aus Wincklers mütterlicher Familie stammende »Haus Nyland« bei Hopsten von besonderer Bedeutung. Es sollte, wie es heißt, die Rolle eines »westfälischen Weimar«<sup>13</sup> spielen.<sup>14</sup> Winckler hatte in dem Haus seine Kindheit verbracht und machte es später zum Gegenstand seiner Westfalendichtung.<sup>15</sup> Seiner Vorstellung nach sollte das Haus zu einer Art

---

<sup>12</sup> Breuer (Anm. 1), S. 129.

<sup>13</sup> Ebd., S. 124.

<sup>14</sup> Aus Hopsten, einem Dorf in der Nähe von Rheine, stammte Wincklers Mutter, eine geborene Nieland. Die Familie Winckler war 1889 im Hopstener Haus und bei der Familie Nieland untergekommen, nachdem Wincklers Vater seine Arbeit als Redakteur im bismarckschen Kulturkampf verloren hatte und als Syndikus des Bauernverbandes arbeitete. Spätestens 1895 zog die Familie nach Rheine, als der Vater zum Salineninspektor der dortigen Saline Gottesgabe ernannt worden war.

<sup>15</sup> Vgl. *Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland*. Stuttgart 1925, mehrere Auflagen in einer Höhe von mindestens 110 000 Exemplaren; vgl. ferner *Fest der Feste*.

Treffpunkt für Künstler werden, die sich mit der Industrie- und Arbeitswelt auseinandersetzen. Gemeinsam wollte man »mitbauen am Werke deutscher Kultur und Freiheit« (s. S. 22). Im Zusammenhang mit dem historischen Töddenhof dachte man auch an die – oft realisierte – Vergabe von Aufenthalts- und finanziellen Stipendien. Überzeugt von seiner eigenen Bedeutung, begann man bereits 1918, ein *Nyland-Archiv* anzulegen. In einem zeitgenössischen Artikel wurde später mitgeteilt, dass dem Bund der Werkleute »außer einer Anzahl Dichter etwa 200 Schaffende im weitesten Sinne« angehörten.<sup>16</sup>

Die Zeitschrift *Quadrige* wurde, glaubt man den brieflichen Zeugnissen, durchaus von der größeren Literaturwelt wahrgenommen. Derart beflügelt, erlebte Winckler einen wahren Schaffensrausch. Seine in drei Folgen erschienenen, bereits erwähnten *Eisernen Sonette* bildeten sicherlich einen Höhepunkt der Hefte. Wincklers Aufsatz *Kunst und Industrie* (s. S. 27-33) steht für die Programmatik, die sich der Bund gab. Dieser wollte nicht mehr und nicht weniger als eine neue Literatur ins Leben rufen. In ihrem Zentrum sollte – zeitgemäß – eine neue, kraftstrotzende Industriedichtung stehen, die sich abgrenzte von romantischen, impressionistischen, expressionistischen, dadaistischen und vor allem naturalistischen Strömungen, die als »Evangelium der ›Arme-Leute-Poesie« diffamiert wurden.<sup>17</sup> Aus der Rückschau beschrieb Winckler das Charakteristische der Vereinigung mit den Worten: »Erstmals wurden in diesem Bunde auch Dichter, Maler, Industrielle, Kaufleute, Philosophen und Arbeiter gemeinsamer schöpferischer Arbeit auf nationaler Grundlage vereint gegen Wirtschaftsimperialis- mus, Mammonismus, Materialismus aus einem durchaus

---

*Weihnachtsfeiern auf Haus Nyland*. Stuttgart 1948 (ND: Gesammelte Werke 5. Emsdetten 1991).

<sup>16</sup> Vgl. Hallenberger (Anm. 1), S. 132.

<sup>17</sup> Vgl. ebd., S. 115.

lebensbejahenden dynamischen Weltgefühl im Gegensatz zur Fin-de-Siècle-Stimmung, Reichsverdrossenheit, politischer Verhetzung, gegen die Doktrin der Arbeitsverleumdung und aufgerufen, jene ungeheuren Lebensmächte, die moderne Forschung und Technik dem Menschen erschlossen, nicht in selbstzerstörerischer Negation zu mißbrauchen, sondern zu positiver Lebensgestaltung schöpferisch zu steigern, im Glauben, daß wir erst am Anfang des technischen Zeitalters ständen und alle Maschinenstürmer Narren seien! Wie sehr hat uns die Entwicklung recht gegeben – aber die Beschwörungen verhallen, eine gigantische Vernichtung zog herauf! Uns war das Zeitproblem also kein technisches, mechanistisches, sondern durchaus ein moralisches! In diesem Sinn feierten wir auch die Arbeitsfreude, den Stolz auf die unerhörte Gewalt, den Triumph des Werktätigen und gaben die ersten Industriemappen heraus, die keine Kollwitz-Gestalten, keine Zille-Typen zeigten, sondern den selbstbewußten Arbeiter wie den verantwortungsbewußten Industrieführer, die Würde des Werkmanes, die Mission des Industriellen!«<sup>18</sup>

Paradoxerweise handelte es sich bei den Industriedichtern nicht um Arbeiterdichter im engeren oder weiteren Sinne, sondern um Autoren mit akademischem, bildungsbürgerlichem Hintergrund. Ja mehr noch: »Durchblättert man die Quadriga hinsichtlich Texten, die sich in einer direkten Form mit der Industrie oder gar mit dem Industriegebiet an Rhein und Ruhr auseinandersetzen, so kommen recht wenige Texte in Betracht. Stattdessen finden sich etwa biblisch oder mythisch inspirierte Stoffe, Naturgedichte und philosophische Abhandlungen.«<sup>19</sup> Der Vereinigung wurde unterstellt, ihre Hinwendung zum Thema Arbeit sei »nur

---

<sup>18</sup> Josef Winckler: *Der Dichter*, in: *Kultur und Wirtschaft. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag von Wilhelm Vershofen*. Hg. v. Georg Bergler. Nürnberg 1949, S. 13.

<sup>19</sup> Hallenberger (Anm. 1), S. 116.



strategisch motiviert<sup>20</sup>: Man habe vom ökonomischen Erstarken Deutschlands und der Aufwertung der Industriearbeit profitieren wollen, um »dadurch den staatstragenden Rang der eigenen geistigen Arbeit unter Beweis zu stellen«.<sup>21</sup>

Die mangelnde »soziale Bindung« (Franz Diederich) der Gruppierung blieb schon den Zeitgenossen nicht verborgen, vor allem in Zeiten, in denen sich die »Arbeitermasse« mit »werdender Wucht« organisierte.<sup>22</sup> Eine Proletarisierung der Dichtung aber war nicht Wincklers Anliegen: Im Gegenteil: Ihn interessierten der »Triumph menschlicher Arbeitsgröße, die Dämonie industrieller Erscheinungen« sowie der Entwurf des »schöpferischen Tatmenschen«.<sup>23</sup> So blieb man weltanschaulich indifferent, was unter anderem dazu führte, dass sich ein Autor wie Paul Zech, der einen genauen Blick für soziale Gegensätze und das Los der Arbeiterschaft mitbrachte, von den *Werkleuten* distanzierte.<sup>24</sup> Arbeiterdichtung im engeren Sinn, verbunden mit klassenkämpferischer Attitüde oder einem Bewusstsein für Umweltfragen wie später bei der *Gruppe 61*, lag den Initiatoren der *Werkleute* vollkommen fern. In den *Eisernen Sonetten* feierte Winckler die Wunder einer sich wild gebärenden Gegenwart und Zukunft, die Technik und Künste der Industrie im bewussten Gegensatz zur real existierenden Verelendung und Auslösung bäuerlicher Traditionen. Die negativen Aspekte wachsender Technisierung wurden in ihrer Gänze ausgeblendet und der Arbeitsprozess als kraft- und freudvoller Schöpfungsakt mythologisiert. Technik, Arbeitsprozess und menschliche Arbeitskraft werden ihrem

---

<sup>20</sup> Breuer (Anm. 1), S. 131.

<sup>21</sup> Ebd., S. 120.

<sup>22</sup> Hallenberger (Anm. 1), S. 119.

<sup>23</sup> Vgl. ebd. 119.

<sup>24</sup> Er veröffentlichte in der *Quadrige* lediglich die Erzählung *Zwischen den Tempeln Vulkans* (Winter 1913/14).

Selbstzweck beraubt und ungebrochen bejaht. Individualität des Einzelnen geht dabei völlig verloren. Fortschrittsgläubigkeit und hymnische Technikbegeisterung gehen zulasten kritischer Auseinandersetzung. Hier manifestiert sich eine bürgerliche Technikauffassung, die Not und Elend des Arbeiters nicht interessiert.

Das Werk der »Werkleute« bezeugt »einen bürgerlichen, ja imperialistischen Herrschafts- und Lebensanspruch; vom realen Leben der Arbeiter blieb die Dichtung unberührt.«<sup>25</sup> Als Adressaten hatte man denn auch weniger Arbeiter vor Augen als »Traditionalisten und Modernisten, Gläubige und kühle Aufklärer«<sup>26</sup>: »[N]üchterne Industriemagnaten und glühende Nationalisten konnten sich hier bedient fühlen. Insofern gilt, daß die Werkleute im Rahmen der klassischen bürgerlichen Kultur unter dem Dach gemeinsamer Arbeit versuchen, möglichst viele und vermutlich zu viele Splitter des unter dem Druck von Modernisierungsschüben auseinanderbrechenden Bildungsbürgertums zumindest literarisch wieder zusammenzufügen.«<sup>27</sup> Zum bildungsbürgerlichen Habitus zählte auch die überhöhte, »gespreizte« Sprache mit bewusst elitärem Charakter. Wincklers erwähntem Essay *Kunst und Industrie* wurde bescheinigt, dass er von »kaiserzeitlichem Pathos durchdröhnt« sei.<sup>28</sup> »Wirkliche« Arbeiterdichter kamen erst in der erwähnten Nachfolgezeitschrift *Nyland zu Wort* (Heinrich Lersch, Gerrit Engelke, Karl Bröger, Max Barthel, Otto Wohlgenuth, Christoph Wieprecht). Die *Quadrige* war und blieb eine bewusst »vornehme literarische Kulturzeitschrift«<sup>29</sup>.

---

<sup>25</sup> Menne (Anm. 1), S. 34.

<sup>26</sup> Breuer (Anm. 1), S. 127.

<sup>27</sup> Ebd. 127.

<sup>28</sup> Ketelsen (Anm. 1), S. XVI.

<sup>29</sup> Breuer (Anm. 1), S. 124.

Dies entsprach einem Gesellschaftsbild, das mit dem Führer- und Gefolgschaftsmodell völkischer Heimatkunst einherging: »Als Gefolgsmann tritt neben den Bauern der deutsche Arbeiter als kraftvoller und verantwortungsbewußter Ernährer der Nation, während die Fremdarbeiter in die Rolle des Pöbels, des im dynamischen Lebensprozeß aufzubrauchenden Materials einrücken; als überlegener Führer fungiert neben dem Landedelmann der Unternehmer, der »königliche Kaufmann«. »Freiheit« meint im Programm des Nyland-Kreises die des starken Einzelnen, die gegen die undurchsichtige Herrschaft von Trusts ebenso zu verteidigen ist wie gegen die Nivellierung, die man vom Sozialismus befürchtet. Die Stellung zur Religion ist in den *Quadriga*-Heften eindeutig und wird in den militanten Kriegsdichtungen dieses Kreises noch deutlicher offenbar: Gott sieht man eingewandert in den Menschengestalt, genauer in den der deutschen Nation; er manifestiert sich in ihren theoretischen wie praktischen Leistungen und in ihrem Ethos, er legitimiert sie zur Weltherrschaft. Später (1919) sucht vor allem Kneip diesen nationalen Pantheismus, der noch germanisch-heidnische Elemente aufnehmen muss, mit überkommenen katholischen Kult- und Glaubensvorstellungen zu versöhnen.<sup>30</sup>

Dass der damalige Dichterheros Richard Dehmel seinen Segen gab, krönte das *Quadriga*-Unternehmen und steigerte das Selbstbewusstsein der Herausgeber, besonders Wincklers, ins fast Unermessliche. Seine huldigende Anbiederung an den »Weltdichter« Dehmel, seinen, wie er es nannte, Dichter- und Zieh-»Vater«, trägt fast peinliche Züge.

Dehmel selbst tritt in der *Quadriga* nicht über Gebühr in Erscheinung, vermittelte aber für das Nachfolgeorgan

---

<sup>30</sup> Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen. Ein literaturhistorischer Modell-Entwurf*. Münster 1983, S. 141.

Nyland den Kontakt zu den erwähnten »wirklichen« Arbeiterdichtern. Die *Werkleute*-Dichter ernannten Dehmel zum Ehrenmitglied der Vereinigung und widmeten ihm gleich zwei Hefte der *Quadriga*. Ein weiteres Ehrenmitglied war der Vorsitzende der Berliner Handelsbank und spätere Reichsaußenminister Walther Rathenau (1867–1922), was erneut den großbürgerlichen Zuschnitt der Vereinigung zeigt. Anton Kippenberg, der 1914 Wincklers *Eiserne Sonette* in die von ihm verlegte Insel-Bücherei aufnahm, zählte zum ehrenamtlichen künstlerischen Beirat.

Von so viel Enthusiasmus angestachelt, fühlte sich Winckler berufen, als »Sänger« und »Künder« einer »neuen Zeit« aufzutreten: »Die Eisenzeit beginnt, das Spiel ist aus!« (s. S. 37). Schon zuvor hatte er programmatisch dazu aufgerufen, einem »weltfremden Ästhetentum« und einer »unfruchtbaren« L'art-pour-l'art-Haltung abzuschwören und sich ausschließlich der »Gegenwart und Wirklichkeit« zuzuwenden (s. S. 22) – eine Haltung, die Dehmel in einem Brief an Paul Zech mit den Worten charakterisierte: »Seine Machtbewunderung ist ganz naive Krafthuberei (Idealismus im Sinne Nietzsches) und gehört zu den Hörnern des Überschwanges, die sich jeder junge Dichter ablaufen muß« – Winckler war zu jener Zeit 31 Jahre alt.<sup>31</sup>

Mit der Zeit wurden Wincklers *Eiserne Sonette* zunehmend nationalistischer und »weltherrischer«<sup>32</sup>, was schließlich in seiner (und seiner Zunftgenossen) imperialistisch-militanten Kriegsdichtung mündete. Winckler selbst beschrieb sein »poetisches Amt« in einer Art Gelöbnis mit den Worten: »... schaff Geld, sei unabhängig und doch nicht geistig vom Beruf zerfressen, wähle ein ganz technisch wirtschaftlich kühles Fach – niemand darf in dieser Zeit seinem Volk verloren gehen. Deutschland kann sich keine Boheme mehr leisten, ekelhaft armseliges ›Dichter-Dachstubenelend‹ ver-

---

<sup>31</sup> Ebd., S. 121.

<sup>32</sup> Ebd., S. 119.

kannten Größenwahns, nur kein Poet! Pack an, schling, friß, raff, trinke die Welt! Bestehst du so vor dem Genius der Kunst – wohlan hast du die Probe abgelegt! So nur bist du in harter Fron und Selbstzucht und Wirklichkeitsnähe durch die Zeit gegangen, und nur so kannst du ihr Kenner und Kunder sein.«<sup>33</sup> Insofern reiht sich die Dichtung der Werkleute in eines der finstersten Kapitel der deutschen Literaturgeschichte ein: »In der Flut von Haß, Blutausch, Brutalität, Zynismus, Rassismus, Mordlust, die seit 1914 hochbrandete, schwammen auch sie [die *Werkleute-Dichter*] mit.«<sup>34</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg begannen Winckler und Vershofen das bereits erwähnte neue Zeitschriftenprojekt *Nyland*. Verlagsort war nun der Eugen-Diederichs-Verlag, der erheblichen Einfluss auf die Redaktion nahm. Viele *Nyland*-Dichter, wie die stark NS-belasteten Hans Friedrich Blunck (späterer Präsident der Reichsschrifttumskammer), Hanns Johst, Erwin Guido Kolbenheyer oder Richard Euringer gehörten zum Autorenstamm des Diederichs-Verlags und waren keine Mitglieder der *Werkleute*.

Es erschienen wiederum acht Hefte in rund zwei Jahren. Der Grundsatz der Anonymität wurde nun aufgegeben. Geblieben war hingegen das »Bewußtsein der Sendung, der Amtsgnade« (s. S. 130), das den Schriftsteller noch mehr in die Rolle eines Priesters rückte, dem es zukomme, »Erlöserhoffnung« und »Erlösersehnsucht« zu wecken: »Wir sind von jenen, die sich aufmachten, dem Erlöser den Weg zu bereiten. Sind in diesem Sinne politisch: zum Wollen und Wirken geläutert aus der Menschheit Not« (s. S. 130). Der Zeitschrift wurden »konterrevolutionäre« und »protofaschistische Züge« attestiert, die mit einer »expressionistischen Ästhetik«<sup>35</sup> kaschiert würden.

---

<sup>33</sup> Menne (Anm. 1), S. 33.

<sup>34</sup> Ebd., S. 36.

<sup>35</sup> Ebd., S. 40.

Auch in der *Nyland*-Zeitschrift ist das Thema »Industrie« nur eine Randerscheinung. Lediglich Otto Wohlgenuth mit *Die zehn Sonette des streikenden Bergmanns* (s. S. 135-137) und Christoph Wieprecht (*Friede*, s. S. 138-140) thematisierten die Arbeitswelt des Ruhrgebiets. Mehr als die Industriethematik zählte für die Werkleute die literarische Potenz. Hier feierten sie Gerrit Engelke als großes Talent.<sup>36</sup> Mit 24 Gedichten des Zyklus *Dampforgel und Singstimme* war der damals 22-Jährige bereits in der *Quadrige* in Erscheinung getreten. Auch Engelke, der damals als Anstreichergeselle arbeitete, war eine Entdeckung Dehmels. Wie der erwähnte Paul Zech fügte er sich nicht in den national-chauvinistischen Gestus vieler *Nyland*-Dichter ein. Das ehrgeizige Zeitschriftenprojekt scheiterte. *Nyland* fand nur 200 Abonnenten, was dazu führte, dass Diederichs nach dem zweiten Jahrgang die Herausgabe einstellte. In dieser Zeit kündigte sich der Zerfall des Bundes der *Werkleute* bereits an. Mit Wincklers literarischer Neuorientierung fehlte der Gemeinschaft die treibende Kraft. Er veröffentlichte 1923 den überaus erfolgreichen Schelmenroman *Der tolle Bomberg* und 1925 seine Westfalenerinnungen *Pumpnickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland*. Aus dem Kriegsdichter wurde ein geläuterter, gefeierter Westfalendichter, der 1953 mit dem Annette-von-Droste-Hülshoff-Literaturpreis ausgezeichnet wurde. Sein nimmermüdes Organisationstalent brachte Winckler nach 1945 bei der Reorganisation der Dichtervereinigung *Die Kogge* ein. Auch hier regte sich unter den Mitgliedern bald Widerspruch gegen den nationalkonservativen Zuschnitt dieser europäischen Dichtervereinigung, die viele ehemalige NS-Autoren wieder in ihre Reihen aufgenommen hatte (was zu zahlreichen Austritten führte). Winckler hingegen ließ sich feiern und zum Ehrenmitglied ernennen. Mit der Stiftung eines Winckler-Preises der Stadt Rheine erwarb er

---

<sup>36</sup> Ebd., S. 36.

sich auch vor Ort Anerkennung. Zu dieser Zeit war der *Werkleute*-Bund längst passé. Offiziell aufgelöst hat er sich jedoch nie.

### Text- und Bildnachweise

*Sommermittag, Lenchen, Ecce Poeta!, Erlösung, Ich saß und träumte, Mein Credo, Der neue Heiland, Die Litfas-Säule*, in: Jakob Kneip, Wilhelm Vershofen, Josef Winckler: *Wir drei! Ein Gedichtbuch*. Bonn: Röhrscheid und Ebbecke 1904, S. 6, 13, 30, 32, 40, 48, 49, 70-79; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 1. März 1912, in: *Josef Winckler. Briefwechsel 1912-1966. Eine Auswahl*. Hg. von Walter Gödden. Bearbeitet und kommentiert von Wolfgang Delseit. Köln: Nyland Stiftung 1995, S. 21-23 [künftig zitiert als Briefe 1995]; *Die Werkleute auf Haus Nyland*, in: *Quadrige. Vierteljahresschrift der Werkleute auf Haus Nyland*. Heft 1, Sommer 1912, S. 3-5; *Dithyrambe*, in: ebd. S. 34; *Frühe im Bahnhof*, in: *Quadrige*, Heft 2, Herbst 1912, S. 67; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 3. September 1912, in: Briefe 1995, S. 23f.; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 12. September 1912, in: ebd., S. 25-27; *Kunst und Industrie*, in *Quadrige*, Heft 2, Herbst 1912, S. 68-89; *Eiserne Sonette I*, in: ebd., S. 94-108; *Neujahrs Morgen* 1913, in: *Quadrige*, Heft 3, Winter 1912/13, S. 131; *Eiserne Sonette II*, in ebd., S. 145-156; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 22. Oktober 1912, in: Briefe 1995, S. 28f.; dies., 7. November 1912, in: ebd., S. 29-31; dies., 13. November 1912, in: ebd., S. 31-33; Richard Dehmel an die Schriftleitung der *Quadrige*, 19. November 1912, in: ebd., S. 33f.; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 19. No-

vember 1912, in: ebd., S. 34-36; Josef Winckler an Richard Dehmel, 3. Dezember 1912, in ebd., S. 36-39; Richard Dehmel an Josef Winckler, 10. Dezember 1912, in: ebd., S. 39-43; *Dank an Dehmel*, in: *Quadriga*, Heft 3, Winter 1912/13, S. 135; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 21. Dezember 1912, in: Briefe 1995, S. 44-48; Josef Winckler an Richard Dehmel, 27. Dezember 1912, in: ebd., 48-52; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 4. Januar 1913, in: ebd., S. 53-57; Josef Winckler an Richard Dehmel, 6. Januar 1913, in: ebd., S. 58-60; Richard Dehmel an Josef Winckler, 17. Februar 1913, in: ebd., S. 60-62; *Am Eingang*, in: *Quadriga* Heft 4, Frühjahr 1913, S. 212-226; *Segensspruch, Die Werkleute auf Haus Nyland, Die Werkleute, Satzungen der Werkleute auf Haus Nyland*, in: *Quadriga*, Heft 5, Sommer 1913, S. 271, 272, 273, 273-276; Josef Winckler an Richard Dehmel, 21. Februar 1913, in: Briefe 1995, S. 62-70; Richard Dehmel an Josef Winckler, 24. Februar 1913, in: ebd., S. 70-72; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 3. März 1913, in ebd., 73-76; Paul Zech an Josef Winckler, 11. April 1913, in ebd., S. 77f. ; Josef Winckler an Paul Zech, 17. April 1913, in ebd., S. 78; Josef Winckler an Wilhelm Vershofen, Frühjahr 1913, in: ebd., S. 79f.; Richard Dehmel an Josef Winckler, 11. Juli 1913, in: ebd., S. 84f.; *Eiserne Sonette III*, in: *Quadriga*, Heft 5, Sommer 1913, S. 279-290; Josef Winckler an Richard Dehmel, 19. August 1913, in: Briefe 1995, S. 89-93; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 2. November 1913, in: ebd., S. 113-118; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 14. Dezember 1913, in: ebd., S. 118-122; Josef Winckler an Wilhelm Vershofen, in: ebd., 16. Dezember 1913, S. 122-124; *Literatur und Kultur, Quadriga*, Heft 7, Winter 1913/14, S. 415-423; *Zwischen den Tempeln Vulkans*, in: ebd., S. 458-463; Richard Dehmel an die »Werkleitung auf Haus Nyland«, 21. November 1913, in: ebd., S. 464; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 8. Mai 1914, in: Briefe 1995, S. 141-144; *Dampforgel und Singstimme*, in: *Quadri-*



ga, Heft 8, Frühjahr 1914, S. 499-527; Josef Winckler an Richard Dehmel, Februar 1915, in: Briefe 1995, S. 158-163; Josef Winckler an Ida Dehmel, 22. Mai 1915, in: ebd., S. 164-166; Gedichte aus »Mitten im Weltkrieg«, in: Josef Winckler: *Mitten im Weltkrieg. Erste Auflage für den Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter*. Stuttgart: dva 1915, S. 7, 8, 18, 43; Gedichte aus »Kriegslegenden« (1915), in: Josef Winckler: *Kriegslegenden*. Mönchengladbach: Sekretariat Soz. Studentenarbeit 1915, S. 3, 4f., 16-18; Gedichte aus *Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland*, in: Jakob Kneip, Wilhelm Vershofen, Josef Winckler: *Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland*. Jena: Diederichs 1916, S. 8-13, 100f., 106f., 109f.; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 26. April 1916, in: Briefe 1995, S. 169f.; Wilhelm Vershofen an Josef Winckler, 21. Juli 1917, in: ebd., S. 170-172; Gedichte aus *Ozean. Des deutschen Volkes Meergesang*, in: Josef Winckler: *Ozean. Des deutschen Volkes Meergesang*. Mönchengladbach: Sekretariat Soz. Studentenarbeit 1917, S. 2, 6, 9f., 38-42; Josef Winckler an Richard Dehmel, 22. Oktober 1917, in: ebd., S. 173-179; Josef Winckler an Richard Dehmel, 18. März 1918, in: ebd., S. 181-184; Richard Dehmel an Josef Winckler, 20. März 1918, in: ebd., S. 184-186; Josef Winckler an Richard Dehmel, 1. Juli 1918, in: ebd., S. 186f.; Richard Dehmel an Josef Winckler, 3. Juli 1918, in: ebd., S. 188; *Werkspruch, Quadriga-Nyland, Die Werkleute auf Haus Nyland, Der Mensch, An die Straßen, Der steinerne Psalm, Wahre Geschichte*, in: *Nyland*. Vierteljahrsschrift des Bundes für schöpferische Arbeit. Jena: Diederichs, Heft 1, Herbst 1918, S.1, 1-3, 8f., 9f., 10f., 79; *Die Zehn Sonette des streikenden Bergmanns*, in: ebd., Heft 4, Sommer 1919, S. 243-247; *Friede, Der fleißige Schmied, Tiefenfahrt*, in: ebd. Heft 5, Herbst 1919, S. 4-6, 7f., 77-80; *Tagebuchblätter aus der Zeit des Krieges*, in: ebd., Heft 3, Frühjahr 1920, S. 172-181; *Siebzehn Legenden aus dem »Irrgarten Gottes«*, in: ebd., S. 183-214.

## Bildnachweise

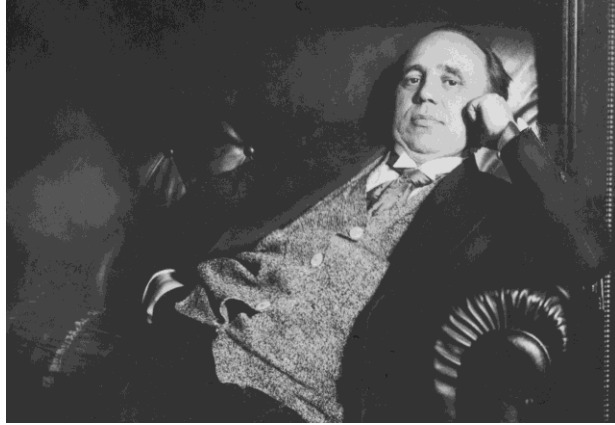
Sämtliche Abbildungen (sofern nicht anders angegeben):  
Archiv der Nyland-Stiftung, Westfälisches Literaturarchiv  
im LWL-Archivamt, Münster.

## Dank

Der Herausgeber dankt Anna Peters und Lena Postert für  
Mithilfe bei der Recherche und redaktionelle Tätigkeiten.

## Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67).



*Josef Winckler, 1925, Foto Paul Holländer*